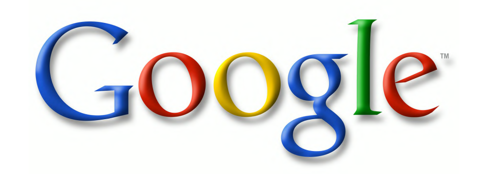



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1870



Der Ursprung der Sprache.

Von

L. Geiger.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorrede.

Im Eingange eines seiner Bücher beruft sich Kant auf den Vortheil, den Prolegomena gerade nach vollendetem Werke haben können, und ich hoffe, daß die vorliegende Schrift, welche nur nach Vollendung eines Theiles meiner Aufgabe ein allgemeines Bild derselben und ihrer letzten Ziele entwerfen soll, jenes Vortheiles ebenfalls nicht untheilhaft bleiben werde. Vieles, was auf dem mühsamen Wege analytischer Forschung, wo der Leser uns erst langsam zu den letzten Ergebnissen begleiten und sie mit uns suchen soll, den Ueberblick erschwert, kann wie von einem erhöhten Standpunkte aus übersehen werden, wenn der Weg zum Theil zurückgelegt ist; und zugleich ist es erwünscht, das, was in einer systematischen Darstellung nicht ohne er-

schöpfende Beweise und nur mit allen Einschränkungen, die das Einzelne bietet, behauptet werden könnte, zunächst anschaulich vorführen und durch bloße Beispiele deutlich machen zu dürfen.

Ich gestehe zwar, die Forderung, daß alle Gegenstände jedem Leser ohne Mühe verständlich gemacht werden sollen, keineswegs für berechtigt zu halten; ja ich würde glauben, einen Gegenstand, wie der Ursprung der Vernunft ist, verfälscht zu haben, wenn ich für dies tiefste Problem den doch nur täuschenden Schein leichter Verständlichkeit hätte erwecken wollen. Aber auf der andern Seite kann es geboten erscheinen, so viel als möglich dem Mißverständnisse zu begegnen, das sich nur allzuleicht und fast nothwendig an der Gränze des Verständnisses einzustellen pflegt. Ich habe daher versucht, die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, welcher sich allerdings schon selbst zugleich als der der Vernunft ergeben wird, so rein als möglich von logischen und metaphysischen Problemen abzulösen und bloß in geschichtlichem Sinne zu beantworten.

Die richtige Auffassung einer Ansicht wird durch nichts so sehr erschwert, als durch die beständige Vermischung mit den stets unwillkürlich vorausgesetzten, hergebrachten und bisher geltenden Meinungen. Aus diesem Grunde habe ich auf die verschiedenen in der Sprachwissenschaft theils allgemein herrschenden, theils einander bekämpfenden Anschauungen mit einigen Worten eingehen und meinen eigenen Standpunkt ihnen gegenüber bestimmter andeuten zu müssen geglaubt.

Eine allgemeine Bemerkung in dieser Hinsicht bitte ich mir hier zu verzeihen. Soweit ich entfernt bin, die Summe von Geist und Geschick zu unterschätzen, die in den scharfsinnigen Versuchen des Alterthums und der neuesten Zeit bis in die Gegenwart, die Frage nach dem Ursprunge der Sprache zu lösen, niedergelegt ist, so kann ich doch nicht umhin, es offen auszusprechen, daß meine Absicht auf etwas Anderes gerichtet ist. Ich wollte nicht untersuchen, welches der Ursprung der Sprache etwa gewesen sein konnte, sondern, welches er wirklich gewesen ist. Wenn ich zu

den mancherlei Hypothesen über diesen Gegenstand eine neue hätte fügen wollen, ich hätte es wohl schon vor vielen Jahren thun können; ja ich darf wohl sagen, daß es einiger Aufopferung bedurfte, es nicht zu thun. Allein nachdem sich mir die zwar etwas ferner winkende, aber um so erhebendere Aussicht eröffnet hatte, das tiefe Dunkel der Urzeit sich allmählich vor mir in Tageslicht verwandeln zu sehen, so fühlte ich mich unwiderstehlich gedrungen, mich nirgends mit einem ungewissen Lichte zu begnügen; es drängte mich, in den Räumen und Tiefen des wunderbaren Baues der Sprache vor Allem Bahn zu finden und weithin nach allen Seiten vorzudringen, um sodann, wenn ich es unternähme, ihn zu schildern, auch versichern zu können, daß es nicht Phantasie, sondern eine in mühevoller Sorgfalt geprüfte Erfahrung von dem wirklichen Sachverhalte ist, worum es sich handelt; daß, wo ich einen allgemeinen Satz über die Sprache mit Bestimmtheit zu behaupten wage, so sehr ich mir bewußt bin, irren zu können, ich mir doch ebenso sehr bewußt sein kann, nichts zu

behaupten, was mir nicht als das belegbare Resultat zahlreicher, nach allen Seiten durchdachter Fälle gelten dürfte.

Ob es überhaupt eine Philosophie geben könne, die nach Beendigung aller Einzelforschung die allgemeinen Resultate einsammelt, wie die Biene den Honig, weiß ich nicht; ich kann nur sagen, daß es mir so leicht nicht geworden ist. Die Sprachwissenschaft steht, wie jeder Kenner weiß, nicht auf einem Standpunkte, der geeignet wäre, zu irgend welchen bestimmten philosophischen Resultaten den fertigen Stoff zu liefern. Daher besteht zwischen Sprachphilosophie und empirischer Sprachwissenschaft eine nicht wegzuläugnende Kluft. Auch Männer, welche mit Gelehrsamkeit und Ernst die philosophische Seite der Sprachwissenschaft behandelt haben, mußten davon ausgehen, eine Theorie aufzustellen, um dann nachzusehen, ob sie mit der Erfahrung stimmte; wobei denn sofort Nachhülfe Noth that, und Nachhülfe nicht genügte. Eine Erfahrungswissenschaft kann aber nur umgekehrt verfahren; sie kann beispielsweise für das Denken sich er-

gebende Resultate nur aus den sprachlichen Thatsachen einzeln folgern. Eine solche Erfahrungswissenschaft habe ich nicht vorgefunden. Man wird mich wohl, wie ich hoffe, nicht mißverstehen. Niemand, ich darf es kühn sagen, kann tiefer fühlen, was wir Grimm und Bopp und allen den Männern verdanken, die die Erkenntniß von den Gesetzen des Sprachlautes und der Sprachverwandtschaft für uns erschlossen, die den ganzen unendlichen Stoff der Etymologie vor uns aufgehäuft und gesichtet haben. Und dennoch, wer glauben wollte, auch bloß auf dem indogermanischen Sprachgebiete aus den uns vorliegenden reichhaltigen Sammlungen, aus der Masse zahlreicher, zu einer ganzen großen Literatur angewachsener Arbeiten über diese Gegenstände das Material zu einer Sprachgeschichte aufgreifen und die einzelnen Thatsachen nur zu einem Ganzen aneinanderreihen zu können, der würde die Natur der Aufgabe und den Zustand der sprachlichen Wissenschaft gänzlich verkennen, und die Hoffnungslosigkeit eines derartigen Unternehmens bald gewahr werden. Für den ganzen

Kern der Sprache gilt es vielmehr, jede einzelne Thatsache selbst erst sicher zu stellen, da in unzähligen Fällen die Sicherheit noch fehlt, oder gar als falscher, täuschender Schein vorhanden ist. Ja, diejenige Seite der Sprachforschung, die nicht nur für philosophische Zwecke, sondern auch für die endgültige Entscheidung jeder Einzelfrage vor Allem in Betracht kommt, ist fast ganz erst noch zu schaffen. Es ist die Lehre von der Entwickelung der Bedeutungen, also die Lehre von dem in der Sprache, die außerdem nur Laut ist, auftretenden Denken und Empfinden. Daß Gehör von hören kommt, wissen wir allerdings; außerdem aber nur, daß hören im Gothischen hausjan, im Sanskrit çru u. s. w. heißt. Aber hat die Wurzel des Hörens diesen Begriff von jeher bedeutet? Ist er ursprünglich, ewig? Hier fängt das Nichtwissen an; und von hier bis zu dem Ursprunge der Sprache ist noch ein weiter Weg.

Daß es auch eine Lehre der Bedeutungen geben könne, ja müsse, ist ein Gedanke, der in der jüngsten Zeit öfter ausgesprochen worden ist.

Curtius z. B. erkennt in einer solchen „eine Aufgabe von dem allerhöchsten Interesse, insofern ohne Zweifel in der Art, wie ein Volk mit dem Geistigsten in der Sprache gewuchert hat, sich das eigenthümliche Geistesleben dieses Volkes auf eine besonders anschauliche Weise zu erkennen geben wird.“ (Grundzüge der griechischen Etymologie, 2. Aufl. Leipzig 1866, S. 87.) Allein er gesteht auch, daß vorläufig nichts anderes übrig bleibt, als „die Ausführung einer theils indogermanischen, theils speciellen Bedeutungslehre der Zukunft zu überlassen.“ „Freilich,“ fährt er fort, „gibt es hierfür auch einen noch höheren Standpunkt. Wie es die allgemeine Sprachforschung vielleicht einmal dahin bringen wird, für allen Lautwandel ganz allgemeine, allen Sprachen gemeinschaftliche Gesetze zu ermitteln, und wenigstens schon einzelne weit reichende Spracherscheinungen — z. B. von W. von Humboldt die Form des Dualis, von Pott das Princip der Zahlensysteme und die „Doppelung,“ von Schleicher der lautliche Vorgang des von ihm so benannten Zetacismus — von

diesem Standpunkte aus beleuchtet sind, so wird es auch möglich sein, allgemein menschliche Gesetze und Analogien für die Bedeutungsübergänge aufzufinden, welche dann natürlich für die philosophische Sprachforschung, ja für die Philosophie überhaupt von der größten Wichtigkeit sein werden. Von welchem Interesse würde es z. B. sein, wenn der im Allgemeinen anerkannte Satz, daß das Abstractum aus dem Concretum hervorgeht, an einer reichen Fülle von Beispielen der verschiedensten Sprachen geprüft würde! Doch das sind Fernsichten in die unzweifelhaft große und reiche Zukunft der Sprachwissenschaft, mit deren Elementen wir noch genug zu thun haben. Warum aber sollten wir uns nicht im Bewußtsein unseres elementaren Standpunktes auch solche ferne Ziele vorhalten?“ Das Interesse der Bedeutungslehre, die Möglichkeit allgemein menschlicher Gesetze für dieselbe, die philosophische Wichtigkeit solcher Gesetze: dies ist alles vollkommen richtig und mit Scharfblick gesehen. Aber worin der Verfasser der etymologischen Grundzüge sich offenbar im Irrthum befindet, das ist die Meinung,

als ob auf dem bisherigen Wege und von den Grundsätzen aus, die er im Folgenden selbst als leitende aufstellt, eine solche Bedeutungslehre gefunden werden könnte, sowie auch, daß sie, von der sonstigen Sprachforschung abgesondert, gleichsam als ein ferner Lohn nach aller Mühe einer späten Zukunft in den Schoß fallen werde.

Wenn nichts gegen das ptolemäische System gesprochen haben würde, als seine philosophische Unerklärlichkeit und Unwahrscheinlichkeit, so hätten wir noch heute schwerlich ein anderes. Nicht, weil die so kleine Erde den Mittelpunkt des Weltalls bildete, und riesige Massen in ungeheurer Schnelligkeit sich um sie zu drehen hatten, nicht die complicirte Maschine der himmlischen Sphären, welche Alfons von Castilien sich erkühnte besser machen zu wollen, war es, was dem kopernikanischen Systeme den Sieg verschaffte, wo nicht gar es hervorrief; es war vielmehr ein ganz trockener, aber wichtiger Umstand: das ptolemäische System stimmte mit den Thatsachen nicht. Die Planeten liefen nicht, wie sie sollten,

waren nicht, wo sie sein mußten. Daher denn Tycho de Brahe ein anderes System auch nach Copernikus sehr mit Recht versuchte, weil auch Dieser Tycho's vollkommeneren Beobachtungen nicht genug that; dies, und damit die Feststellung des Himmelssystemes, geschah erst durch Kepler. So ist es, zum Glück für die Menschheit, überall. Das Specielle und das Allgemeine, das Praktische und das Ideelle sind eigenthümlich mit einander verflochten; oft erntet das eine, was das andre säet. So würde sich denn auch die philosophische Fernsicht, welche Curtius sich ausmalt, schwerlich verwirklichen, wenn die Bedeutungslehre nichts als ein solcher sehr interessanter philosophischer Luxus wäre; wenn nämlich ohne sie die sprachlichen Planeten richtig laufen wollten. Ja, wer weiß, ob eine solche Lehre, wenn sie aufträte, auch nur Beachtung fände, selbst bei denen, die sie mit so vieler Einsicht fordern. Aber die Sachen stehen in Wirklichkeit nicht so; sie stehen so, daß man kaum zu viel behauptet, wenn man sagt: es ist kein Fortschritt in der Etymologie, es ist über-

haupt keine Sicherheit in ihr möglich, wenn es nicht vorher gelingt, jene als ungewisses letztes Ziel erhofften Bedeutungsgesetze zu ermitteln.

Damit man nicht glaube, daß ich übertreibe, und der Etymologie eine unbestrittene wissenschaftliche Sicherheit etwa paradoxer Weise abzusprechen mich unterfange, so will ich eine der letzten Aeußerungen Schleicher's anführen, der gewiß mit unter den Ersten berechtigt war, vielmehr mit Bewußtsein von seiner Wissenschaft zu sprechen. „Wissenschaftlichen Werth," sagt Schleicher in seinem Vorworte zu einer etymologischen Arbeit von Johannes Schmidt (Weimar 1865) „hat in einer Erfahrungswissenschaft — und eine solche ist die Glottik so gut als jede andere Naturwissenschaft — nur das, was man objectiv wirklich wahrnimmt oder auf Grund sichergestellter Thatsachen erschließen kann, kurz das, was man weiß, nicht das, was man nur subjectiv vermuthet, aber nicht beweisen kann. Leider aber ist, vor der Hand wenigstens, in etymologischen Fragen oft nur die Vermuthung, nicht der Beweis möglich. . . Bei dem Versuche,

gegebene Worte etymologisch zu deuten, verfällt man nur zu leicht in den Fehler, die subjective Vermuthung zu überschätzen und an einem geistreichen Spiele Gefallen zu finden, das mit Wissenschaftlichkeit nichts gemein hat: denn bis jetzt fehlen noch zum größten Theile die wissenschaftlichen Erkenntnisse, welche für eine sichere Handhabung der Etymologie unerläßlich sind. Klar sind wir im Indogermanischen am meisten in Betreff der Wortbildung (Declinations- und Conjugationsformen): in der Lautlehre sind zwar zahlreiche Gesetze bis jetzt ermittelt, doch bleibt hier noch sehr viel zu thun übrig. Noch weniger aufs Reine gebracht ist die Lehre von der Stammbildung, schon aus dem Grunde, weil hier die eigentlich etymologische Frage, die Frage nach der Wurzel, mit eingreift. Die schwierige Lehre von den Wurzeln des Indogermanischen ist aber zur Zeit kaum in ihren Umrissen festgestellt, vor Allem thut Noth eine sorgfältige Erforschung der Wurzelformen des Indogermanischen. Man wird hierbei von den bereits sicher zerlegten Worten auszugehen haben, um von diesen aus weiter in

die dunkeln Gebiete vorzuschreiten. Schon der Ermittelung der Wurzelformen stellen sich Schwierigkeiten mancherlei Art in den Weg ... Und nun vollends die Functionslehre, die Lehre von der Grundbedeutung der Wurzeln und der Abänderung der Bedeutung überhaupt im Lebensverlaufe der Sprache — hier herrscht noch völlige Unsicherheit und Methodelosigkeit. Wie leicht lassen sich meist Bedeutungen voraussetzen und Bedeutungsübergänge vermuthen, wie schwer sind sie häufig als wirklich zutreffend nachzuweisen. In der Bedeutungslehre ist noch fast gar nichts von objectiv giltigen Gesetzen ermittelt, jeder verfährt hier nach seinem Gutdünken ... Kurz, die Anforderung, jedes vorgelegte Wort einer indogermanischen Sprache in seine Elemente bis zur Wurzel zu zerlegen und in seiner Entstehung und Grundbedeutung nachzuweisen, setzt eine Stufe der Vollendung der indogermanischen Sprachwissenschaft voraus, von deren Erreichung diese noch weit entfernt ist. Auf die Gefahr hin, als glottischer know-nothing verschrieen zu werden, stehe ich nicht an, meine Ueberzeugung dahin

auszusprechen, daß wir vor der Hand die Etymologie nicht als eine Aufgabe der Glottik zu betrachten haben; denn wer jetzt schon auf Etymologie ausgeht, kann sicher sein, daß er sich in dilettantische Willkür verlaufen wird.'

Welches ist nun der Grund der seltsamen Erscheinung, daß einem der gründlichsten, gelehrtesten, correctesten Etymologen, wie Schleicher, am Schlusse seiner nur zu kurzen Laufbahn gleichsam als Endergebniß der Forschungen seines Lebens der Gedanke erscheinen konnte, die Etymologie sei überhaupt, wenigstens einstweilen, unmöglich? Man bemerke, daß hier nicht von dem Ursprung der Sprache oder überhaupt von philosophischen Problemen die Rede ist, sondern von der einfachsten unumgänglichen Aufgabe der Etymologie: der sicheren Entwickelung der Grundbedeutung irgend einer Wurzel, also irgend eines Wortes. Das Gefühl der Unsicherheit der Etymologie, das gerade ihren größten Kennern am Lebhaftesten zu werden pflegt (während Dilettanten allerdings zuweilen mit einer beneidenswerthen Sicherheit merkwürdige Dinge behaupten),

hat seine Ursachen nicht in einer mangelhaften Forschung. Seine Ursache liegt in dem Wesen der Sprache selbst. Die Grundbedeutung eines Lautes ist nicht ungewiß, nicht zweifelhaft, in welchem Falle eine fortgesetzte Wissenschaft diesen Zweifel lösen könnte: sie ist von Natur unbestimmt, vieldeutig. Lautgesetze allein sind also auch zur Bestimmung der Grundbedeutung eines Wortes — so weit von einer solchen gesprochen werden kann — nicht genügend. Sie bestimmen immer nur einen Laut, führen von einem Laute auf einen andern Laut: aber auch dieser ist wieder unbestimmt, vieldeutig. Nur das Bedeutungsgesetz kann uns hier Licht bringen. In den erwähnten Sammlungen der großen Meister der etymologischen Wissenschaft stehen allerdings in unendlich vielen Fällen auch die richtigen Etymologien; aber da sie mitten unter irrigen stehen, so bedarf es eines Kennzeichens, und ohne dieses kann der erste Entdecker der Ableitung eines Wortes selbst nicht sagen, ob seine Ableitung gewiß, oder nur wahrscheinlich sei. Es kommt nicht selten vor, daß eine Etymologie richtig

gefunden und von dem Finder selbst mit einer unrichtigen vertauscht wird, da, wie gesagt, auf diesem Gebiete Alles subjectiv ist.

Das Kennzeichen, von welchem ich spreche, kann kein anderes sein, als die Ermittelung der gesetzlichen Reihenfolge, in welcher Begriffe entstehen und nicht entstehen können. Ohne ein solches Kennzeichen besitzt die Etymologie in Lautgesetzen, Sprachvergleichung und Wortbildungslehre zwar gleichsam Steuer und Ruder zur Fortbewegung, aber der Compaß fehlt, und der Sprachforscher weiß nicht, ob er dem Ursprunge des Begriffes näher gekommen, oder nicht; es widerfährt ihm daher nothwendigerweise nur allzuoft, daß nachdem er einen secundären Begriff auf einen ursprünglicheren zurückgeführt, er bei der Herleitung des letzteren wieder den umgekehrten Weg einschlägt, und weiter von der richtigen Bahn verschlagen wird, als er auf derselben gekommen war.

Der Punkt, von welchem aus jene Norm für die Etymologie gefunden werden muß, liegt keineswegs außerhalb derselben. Man pflegt in der Regel von dem Etymologen einen gewissen

Tact, einen glücklichen Instinct zu fordern, der, was die Linguistik an sich nicht leisten kann, ersetzen und ergänzen soll. Indessen, die Etymologie braucht nicht mehr und nicht weniger Tact, als jede Beobachtungswissenschaft. Man muß das Einzelne richtig, mit gesunden Augen sehen; und wenn man nur recht viele Einzelnheiten richtig sieht, so müssen sich die Resultate von selbst ergeben. Der Fortschritt, der der Etymologie allerdings hier Noth thut, besteht in einer strengeren Methode, in einer schärferen und vollständigen Beobachtung der Einzelnheiten. Wir müssen in Beziehung auf die Begriffsentwickelung aus dem Allgemeinen und Nebelhaften heraustreten, von welchem diese Seite der Wissenschaft bis heute nicht freizusprechen ist. Wenn die Ursache der bisherigen allzu subjectiven Behandlungsweise in einer Grundanschauung gesucht werden sollte, so könnte es nur die sein, daß in dieser Region das Naturgesetz aufhöre, so fein wie sonst zu wirken, und daher auch eine feine Beobachtung hier nicht mehr möglich und geboten sei. Dies hängt allerdings mit der Vorstellung zusammen,

daß die Bedeutungsentwickelung der Wörter aus einem mehr oder weniger verständigen Processe hervorgehe, wobei gar wunderliche Sprünge des Witzes und der Phantasie zu erwarten seien; diesen müßte denn freilich auf ebenso witzige und ebenso phantasiereiche Weise auf die Spur zu kommen sein. Da nun aber die Bedeutungsentwickelung durchaus unbewußt, unmerklich, allmählich vor sich geht, so sind auch bei ihrer Ermittelung keine Sprünge der Phantasie und des Witzes gestattet, sondern nur die sorgfältigste, nüchternste Beobachtung. Man schlage einen beliebigen Artikel in Grimm's Wörterbuch auf: soweit die Geschichte eines Wortes belegt ist, welche Nothwendigkeit, welche Natur zeigt sich hier überall! Aber jenseits dieses Punktes ändert sich die Scene. Von den Documenten verlassen, schweift der bisher so sicher wandelnde große Kenner unserer Sprache in alle Räume der Phantasie hinaus, und macht das Unmögliche möglich. Aber es ist alle Aussicht vorhanden, auch in dieser vermeintlichen Luftregion jenseits der bisherigen Grenzen einen guten, sicheren Weg

zu bahnen. Bei der wahrhaft unübersehbaren Menge von Stoff, den die indogermanischen Sprachen in ihrer Gesammtheit bieten, würde ein indogermanisches Gesammtwörterbuch, mit derselben treuen Rücksicht auf alles Einzelne ausgeführt, wie wir es für einen einzigen Zweig eines einzelnen Stammes und für eine Zeit von nicht viel über drei Jahrhunderten hier unternommen sehen, und zugleich unter wechselseitiger Aufklärung der Geschichte eines Wortes in den verwandten Sprachen geordnet, allein schon einen überreichen Schatz von Belehrung enthalten. Nun ist der indogermanische Sprachstamm zwar bei weitem die schönste und reichste Blüthe des Sprachlebens der Menschheit, aber doch noch lange nicht die einzige; es gibt Sprachgebiete von dreitausendjähriger Geschichte außer ihm. Der semitische Sprachstamm vor Allem hat nicht nur, wie allbekannt, Literaturen von unvergleichlicher Wichtigkeit und höchstem Alterthume aufzuweisen, sondern seine Form hat auch von Alters her wissenschaftliche Bearbeitung, sein Geist hat seiner würdige Dolmetscher gefunden.

Daß wir nicht in der Lage sind, dieses kostbare Erbe der Vergangenheit zersplittern zu müssen, daß die Thatsachen, die sich aus gesonderter Entwickelung ergeben, zusammengehalten und zu einer Begriffsgeschichte vereinigt werden können, in welcher die gegenwärtig auf so äußerst verschiedener Stufe vorgefundenen Menschenstämme sämmtlich ihre Stelle finden, ist ein Umstand, der wohl schon aus den wenigen Beispielen, die ich darüber angeführt habe, gesichert erscheinen dürfte, und der einen weiteren, ja einen unbegrenzten Fortschritt der Etymologie möglich macht.

Die Lehre von der Begriffsentwickelung ist, wie man sieht, kein Zaubermittel, keine Wünschelruthe, auch kein Schlüssel zu einer Chiffreschrift, der alles in dieser Geschriebene mit einem Male auflöst. Begriffsgesetze sind kein Schema, das man nur an die Wirklichkeit zu legen brauchte, um sofort die ganze Natur des Geistes in System zu verwandeln. Sie sind ganz speciell, und müssen ganz speciell beobachtet werden. Wenn Curtius unter den allgemein menschlichen Ge-

setzen besonders solche an reichen Beispielen geprüft zu sehen wünscht, wie z. B. daß das Abstractum aus dem Concretum hervorgehe, so ist dies eine Aufgabe, die, bei der rein philosophischen Natur des Abstracten und Concreten, der Sprache kaum etwas ihrem eigenen Geiste Entsprechendes zu leisten im Stande ist. Eine ganz specielle Thatsache wie die, daß der Name der Gerste bei Indogermanen und Semiten übereinstimmend von dem Begriffe borstenartig emporgesträubten Haares ausgeht, scheint mir mehr von jener lebensvollen Wirklichkeit zu enthalten, die der Betrachtung der Natur ihren unvergänglichen Reiz verleiht. Ja ich kann es nicht läugnen, daß ich nicht ohne einiges Widerstreben in der vorliegenden Schrift allgemeine Umrisse von einem Bilde zu geben versucht habe, dessen unglaubliche und lebendige Vereinzelung über alle Darstellung hinausgeht; und ich habe es wenigstens nicht unterlassen wollen, einzelne Punkte in den Anmerkungen detaillirter und damit der Natur und dem Leben näher tretend zu behandeln.

Hoffentlich bedarf es nach allem Bishergesagten nicht mehr der Versicherung, wie fern mir der Anspruch auf Unfehlbarkeit jedes einzelnen Resultates auf dem Gebiete der Begriffsgeschichte liegen muß. Es entspricht der Natur alles aus der Beobachtung Geschöpften, durch fortschreitende Beobachtung berichtigt zu werden, und je fester ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß die Begriffsgeschichte eine Erfahrungswissenschaft ist, um so mehr muß ich jede neue Erfahrung als einen Gewinn, jede Widerlegung eines Irrthums auf diesem Wege als wahre Bereicherung, ja als eine Bestätigung meiner Grundansicht begrüßen.

Was das Ganze und Große betrifft, so sehe ich getrost der Entscheidung der Zukunft entgegen. Es ist in Betreff der Sprache keine Gewißheit denkbar, die sich nicht auf Wortverwandtschaft und auf Wortabstammung bezöge. Ein Verhältniß zwischen Laut und Object würde vom sprachlichen Standpunkte gar nicht zu ermitteln sein. Wären z. B. die Wurzeln Schallnachahmungen, so wäre die Sprachforschung mit

ihnen zu Ende; denn es gibt für die Etymologie kein wissenschaftliches Mittel, den nachgeahmten Schall herauszuerkennen und der Nachahmung gegenüberzustellen. Ebenso, wenn ein einzelnstehendes Wort, ein Thiername z. B., nach diesem Principe zu Stande gekommen wäre. Würde Kuh oder das griechische *bûs* etwa Nachahmung des brüllenden Rindes sein, so könnte dieser Vorgang nur errathen, und von Demjenigen, dem die Aehnlichkeit einleuchtet, geglaubt werden; ein Wissen kann es begreiflicherweise hierüber nicht geben. Dagegen kann und muß man allerdings wissen, daß der Vocal in beiden Wörtern, dem deutschen und griechischen, nicht ursprünglich ist, und daß die im Sanskrit entsprechende Form gaus lautet, welcher wahrscheinlich eine ältere gvavs zu Grunde liegt. Und wenn es nicht gelingt, das Wort in dieser Form mit Sicherheit an eine Wurzel anzuschließen, so hört das Wissen in Betreff desselben hiermit unausbleiblich auf. Darum wird denn eine etymologische Wurzelforschung, eine wissenschaftliche Lehre von dem Ursprung

der Sprache erst mit dem Nachweis möglich, daß die gesetzliche Verkettung der Formen und Begriffe unendlich viel tiefer zurückgeht, als man bisher angenommen, ja daß dieselbe erst mit dem Anfange der ganzen Sprachentwickelung wirklich zu Ende ist. Falls dieser Satz wahr ist, und er ist es nur, wenn zwischen Wurzeln und Objecten kein innerer Zusammenhang besteht, wenn die Wurzeln nicht Schallnachahmungen oder sonstige Reflexe auf Eindrücke der Außenwelt, sondern Entwickelungen aus einfachen Elementen sind — dann ist ein gewaltiger Boden für die Wissenschaft erobert und die letzten, großen Fragen sind damit ein- für allemal dem nach subjectiven Tendenzen hin- und herschwankenden Meinungskampfe entrückt. Die Allgemeingültigkeit, welche den Gesetzen der Begriffsentwickelung gerade in den ältesten Bestandtheilen am Meisten zukommt, hebt die Sprache aus dem Bereiche nicht nur einer bloß individuellen, psychologischen, sondern selbst aus dem einer nationalen Erscheinung. Nicht mehr die Völker, die Menschheit in ihrem Auftreten und

Gesammtdasein auf Erden, in der Entstehung und Entfaltung ihres Sonderwesens als einer aus der Thierwelt heraustretenden vernunftbegabten Gattung bildet einen paläanthropischen, einen in gewissem Sinne kosmischen Vorwurf universeller Sprachbetrachtung.

Schwerlich wird, wer die Untersuchung nach wahrhaft wissenschaftlichen Grundsätzen unbefangen führt, durch sie zu andern Ergebnissen gelangen können, als die sind, welche sich mir mit unumstößlicher Gewißheit festgestellt haben. Die Sprache ist Entwickelung, nicht Entartung; sie beginnt nicht mit Reichthum, Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit, sondern mit dem geringfügigsten, unscheinbarsten Besitz. Ihr gebührt unter allen menschlichen Geistesvermögen geschichtlich der erste Rang; sie ist die Quelle der Vernunft. Aus, an und in ihr hat sich die Vernunft selbst, nach den allenthalben im Universum herrschenden Gesetzen der Causalität, langsam und naturgemäß entwickelt. Sie selbst aber, die Sprache, ist nicht dem Ohre, dem Schalle, sondern dem Auge und dem Licht entsprungen. Nicht

das brüllende Thier war es, das, Benennung fordernd, dem Menschen der Urzeit gegenübertrat, sondern die Welt offenbarte sich mit ihrem Reichthume an Gestalten und Farben der allmählich zur Erfassung ihrer Schönheit heranreifenden Seele. War der Blitz des Himmels, war die aufbrechend sich erschließende Knospe für das Ohr der jugendlichen Menschheit Explosion? Nein, nicht von brüllenden Ungethümen aufgefangen, nicht von den Schrecknissen einer in Schmetterlauten das Herz bestürmenden Natur erzwungen, entsprang jene hohe, seelenvolle Schöpfung, der Stolz des Weltalls. In ihrem Leben und Wachsen ist heiliger Friede, in stillem, geheimem Werden steigt der Saft bildend zu frischen Augen empor, und mit jeder neuen Knospe entfaltet ein Gedanke sein wunderbares Dasein.

Doch zu lange vielleicht habe ich schon auf der Schwelle verweilt; es ist Zeit, zu der Anschauung dieser Entwickelungen selbst zu gelangen. Ein entsprechendes Bild von ihnen entworfen zu haben, ist mehr als ich hoffen darf; aber der Gegenstand ist groß genug, um, so denke

ich, wohl auch in unzulänglichem Nachbilde manches Gemüth zur Theilnahme zu entzünden, und manchen ernsten Geist mit erhöhter Begierde in das Räthsel unseres Daseins zu versenken, welches der Gegenstand unserer höchsten menschlichen Aufgabe und zugleich unserer edelsten Sehnsucht ist.

Der Ursprung der Sprache.

I.

Die Sprache war schon für frühe Jahrhunderte ein anziehender Gegenstand tiefsinnigen Nachdenkens, ein ernstes und wichtiges, aber auch räthselvolles Problem. Unter den mannigfaltigen Fragen, zu denen die Betrachtung dieses ganz einzigen geistigen Naturgebildes im Laufe der Geschichte anregte, ist es vor Allem das Wunder des Verständnisses, welches uns heute am Lebendigsten in das Auge springt und nicht nur dem Forscher, sondern Jedermann, der seine Aufmerksamkeit einen Augenblick auf dieses Räthsel wendet, eine gerechte Verwunderung abgewinnen muß. Ist es nicht in der That erstaunlich, daß wir durch die verschiedenartige Combination einiger wenigen Laute alle Gegenstände rings um uns mit Tausenden von Namen benennen, alle ihre Zustände,

Bewegungen und Veränderungen schildern, und sogar, was nur in uns selbst verborgen schlummert, was wir denken und fühlen, einander mittheilen können, und dabei gewiß sind, niemals ganz unverstanden zu bleiben? Was für eine Zaubergewalt haben diese Zeichen? Und wer hat sie geschaffen und ihnen diese Gewalt eingeflößt?

Die ältesten Versuche, auf diese Fragen eine allgemeine Antwort zu geben, wagten die griechischen Denker. Für diese hatten dieselben noch eine fernere Bedeutung, indem sie nämlich danach zu entscheiden bestrebt waren, welchen Werth ein richtiges Verstehen und Gebrauchen der Worte für die Erkenntniß der Dinge habe; und sie kamen zunächst von dieser mehr praktischen Seite aus zu den beiden verschiedenen Lösungen des Sprachproblems, die sich fast seit dem Beginn der griechischen Philosophie in beständigem Kampfe durch das ganze Alterthum gegenübertraten, und deren Losungsworte Physis und Thesis, Natur und Erfindung waren. Nach der letzteren Meinung ist die Sprache ein Product menschlicher Uebereinkunft. Daß ein Wort etwas Bestimmtes bedeutet und

nichts Anderes, ist eine Folge willkürlicher Festsetzung der Spracherfinder; die Worte sind vereinbarte Zeichen der Gedanken. Das Verständniß ist ein Resultat der Verständigung.

Als Repräsentanten der Thesis können wir im Alterthum Demokrit und Aristoteles anführen. In der neueren Zeit steht am Entschiedensten Harris in seinem scharfsinnigen und berühmten Buche „Hermes" auf diesem Standpunkte. „Man könnte versucht sein," sagt er, „die Sprache eine Art von Gemälde des Universums zu nennen, in welchem die Worte gleichsam die Figuren oder Bilder aller Einzelheiten sind. Und doch läßt sich zweifeln, in wie weit dies wahr wäre. Denn wenn Gemälde und Bilder sämmtlich Nachahmungen sind, so muß Jeder, der mit der natürlichen Fähigkeit begabt ist, das Original zu erkennen, durch dieselbe Fähigkeit auch seine Nachahmungen zu erkennen im Stande sein. Nun muß aber keineswegs Derjenige, der irgend ein Wesen kennt, auch seinen lateinischen oder griechischen Namen kennen. In Wahrheit ist jedes Mittel, ein Ding für einen Andern zur Darstellung zu bringen, ent-

weder von seinen natürlichen Eigenschaften hergenommen, und dann ist es eine Nachahmung; oder von andern, ganz willkürlichen Zufälligkeiten: dann ist es ein symbolisches Zeichen. Wenn man nun zugesteht, daß bei weitaus der Mehrzahl der Dinge keine natürliche Eigenschaft in articulirten Lauten besteht, und doch Dinge aller Art durch solche Laute dargestellt werden, so folgt, daß die Worte nothwendig symbolische Zeichen sein müssen, da sie Nachahmungen nicht sein können." Er beantwortet sodann mit der Schwierigkeit der Nachahmung aller und der Unmöglichkeit der Nachahmung mancher Objecte, während dagegen alle durch Symbole bezeichnet werden können, die Frage: „warum bei dem Verkehre der Menschen die Nachahmung verworfen, und die symbolische Bezeichnung vorgezogen worden sei." Darin findet er denn auch die Ursache, warum die Sprache lediglich in Uebereinkunft (compact), und nicht in der Natur gegründet sei; denn dies sei mit allen Symbolen der Fall, von denen die Worte eine Unterart seien.[1]

Eine vom Standpunkte unserer gegenwärtigen

Ueberzeugung geradezu unüberwindliche Schwierigkeit hat diese Erklärung für unsere Zeit unhaltbar gemacht. Wie soll man sich eine Verständigung denken, die das eigentliche Verständigungsmittel erst hervorbringen muß? Stand den Menschen vor der Sprache eine andere Art der Mittheilung, etwa durch Geberden, zu Gebote, vollkommen genug, um die Erfindung einer Lautsprache zu ermöglichen? In diesem Falle, sollte man denken, hätten die Menschen sich wohl mit den gegebenen Mitteln begnügen können, da dieselben zweckmäßiger gewesen sein müßten, als unsere heutige Sprache selbst. Denn man stelle sich heutzutage einmal die Aufgabe, eine Universalsprache auch nur zwischen den gebildetsten Völkern zu verabreden. Die Schwierigkeit wird so groß sein, daß das ganze Unternehmen bald als ein phantastisches verworfen werden würde. Und doch wäre in dieser Hinsicht Mancher schon mit einem dürftigen Nothbehelf zufrieden, während die Sprache, wie sie unsere im Dunkel urweltlicher Jahrtausende verborgenen Vorfahren zu erfinden hatten, den Stempel der bewundernswerthesten Meisterschaft, der

feinsten und vollendetsten, von keinem Sprachforscher je ganz ergründeten Vernunftmäßigkeit an sich trägt. Auch ist das, was die Theorie einer künstlichen Sprachentstehung für die Anschauung der letzten Jahrzehnte so wenig genügend, ja unmöglich erscheinen läßt, gerade die immer deutlicher werdende Einsicht von der in der Sprache verborgenen Vernunft. Der Inhalt der Sprache — das ist eine immer klarer zu Tage tretende Wahrheit — läßt sich von ihrer Form nicht in der Weise trennen, daß ein mit dem ganzen wesentlichen Vorrath der Begriffe ausgestattetes Menschengeschlecht nur die äußeren Zeichen zu gegenseitiger Mittheilung zu erfinden brauchte; die Sprache hat unläugbar irgend eine Beziehung zum Denken selbst, wie man sich dieselbe auch vorstellen möge, und die Sprachschöpfer der Urzeit, die diese Beziehung erst herstellten, hatten dies mit Hülfe eines Denkens zu bewerkstelligen, welches seinerseits von der Sprache noch nicht unterstützt war.

Dieser Schwierigkeit scheint nun allerdings die Theorie der Physis, wenigstens in einigen ihrer Formen, leichter entgehen zu können. Nach dieser

Theorie ist zwischen dem Laut und dem, was er bezeichnet, ein natürliches Band; der Mensch verfällt der Natur der Sache nach auf bestimmte Laute, und diese werden mit ebenso großer Naturnothwendigkeit verstanden, wie ein Schrei uns von dem Schmerze Dessen unterrichtet, der ihn ausstößt, oder wie die Nachahmung eines Thierlautes uns ohne Verabredung an das bestimmte Thier erinnert. Wenn die gegenwärtigen Worte uns nichts mehr von diesem naturnothwendigen Zusammenhange zwischen Laut und Sache verrathen, so konnte derselbe doch etwa in dem Urzustande der Sprache und unter ihren Urbestandtheilen statt gefunden haben.

Die Theorie, daß zwischen Wort und Sache ein natürlicher Zusammenhang bestehe, und daß es jedesmal einen in der Natur der Sache liegenden Grund haben müsse, warum ein Wort gerade Dies und nichts Anderes bedeute, war im Alterthum sehr verbreitet; Epikur faßte diesen Zusammenhang als einen Naturzwang: die ältesten Wörter waren nach ihm Naturlaute, ebensowohl wie das Stöhnen, Husten oder Niesen. In der

Neuzeit ist die Theorie der Physis vor Allem durch Herder vertreten. Er hat seine Vorstellung von der Entstehung der Sprache am Bestimmtesten in folgenden Worten ausgesprochen:

„Der Mensch beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirket, daß sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauschet, Eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten, und sich bewußt sein kann, daß sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf Einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle ruhigere Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, daß dies der Gegenstand und kein anderer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht blos alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern Eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann: der erste Aktus dieser Anerkenntniß [Apperception] giebt deutlichen Begriff; es ist also das erste Urtheil der Seele und —

Wodurch geschah diese Anerkennung? Durch ein Merkmal, das er absondern mußte, und das, als Merkmal der Besinnung, deutlich in ihm blieb. Wohlan, so lasset uns ihm das εὕρηκα zurufen! Dies erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden.

Lasset jenes Lamm, als Bild, sein Auge vorbeigehen: ihm, wie keinem andern Thiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe; nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und schmecken schon im Geiste: die Sinnlichkeit hat sie überwältigt, der Instinct wirft sie darüber her.... Nicht so dem Menschen. So bald er in das Bedürfniß kommt, das Schaf kennen zu lernen, so störet ihn kein Instinct; so reißt ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin, oder davon ab: es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äußert. Weiß, sanft, wollicht — seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal; das Schaf blöcket, sie hat ein Merkmal gefunden: der innere Sinn wirket. Dies Blöcken, das ihr den stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am

tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiß, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal — es blöckt, und nun erkennt sie's wieder! „Du bist das Blöckende!“ fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sie es deutlich, das ist mit einem Merkmal erkannte und nannte.... Der Schall des Blöckens, von einer menschlichen Seele als Kennzeichen des Schafs wahrgenommen, ward kraft dieser Bestimmung Namen des Schafs, und wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht hätte. Er erkannte das Schaf am Blöcken: es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann — Was ist das anders als Wort? Und was die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte? Käme er also auch nie in den Fall, einem andern Geschöpf diese Idee zu geben, und also dies Merkmal der Besinnung ihm mit den Lippen vorblöcken zu wollen oder zu können; seine Seele hat gleichsam in ihrem Inwendigen geblöckt, da sie diesen Schall zum Erinnerungszeichen wählte, und wieder geblöckt, da sie ihn daran erkannte — die

Sprache ist erfunden! eben so natürlich und dem Menschen nothwendig erfunden, als der Mensch ein Mensch war." [2]

Herder stellte diese seine Theorie sowohl dem übernatürlichen Standpunkte entgegen, als auch der von ihm angeführten Ansicht, daß der Mensch die Sprache den Thieren abgelernt, und alsdann nur höher als diese vervollkommnet habe: zwei schroffen Extremen, die die menschliche Sprache auf Gott und auf das Thier zurückführten. Er wendete sich aber ebenso auch gegen die Meinung Condillac's, der, ähnlich wie Epikur, der Sprache einen menschlichen Ursprung, nämlich aus Empfindungslauten zuschrieb, und endlich gegen die Annahme eines Princips blinder Nachahmung der Natur und also auch ihrer Schälle.

Auch Wilhelm von Humboldt huldigte der Hypothese der Schallnachahmung, und spricht sich darüber in einer Form aus, die, wie Lersch bemerkt, [3] sich besonders an die Lehren der Stoiker anschließt. In seiner Abhandlung „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren

Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts" lesen wir:

„Die äußeren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände, und die inneren Bewegungen des Gemüths bloß durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im Einzelnen großentheils unerklärbare Operation. Daß Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewiß; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber läßt sich selten vollständig angeben, oft nur ahnden, und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn man bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusammengesetzten hier nicht die Rede sein kann, so sieht man einen dreifachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, daß damit, besonders in der Anwendung, bei weitem nicht Alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte soweit nachgebildet wird,

als articulirte Laute unarticulirte wieder zu geben im Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite, und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor, und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die sym-

bolische nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andern, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen, das Sanskritische li, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfließenden, nicht, nagen, Neid den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie Wehen, Wind, Wolke, Wirren, Wunsch, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen u verhärtete w ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive Bezeichnung eine große, vielleicht ausschließliche Herrschaft ausgeübt....

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe.

Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen."[4]

Die Theorie der Schallnachahmung in einer oder der andern Form hat unter den Sprachforschern der alten und neuen Zeit die meisten Anhänger gefunden, und da ein Vorgang in der Außenwelt keinen andern Vergleichungspunkt mit einem Worte bietet, als sofern er etwa hörbar, und zwar mit einem dem Worte irgendwie ähnlichen Klange hörbar ist, so ist es begreiflich, wie gerade diese Hypothese etwas besonders Einleuchtendes und Gewinnendes haben mochte.

Aber — es ist dies einer der seltsamen Widersprüche zwischen der Natur und der Erklärung, die die menschliche Speculation so gerne über sie ausdenkt, — gerade diese wohl annehmbare, an sich nicht unwahrscheinliche Hypothese wurde von den Thatsachen gänzlich im Stiche gelassen. Eine einfache Schlußfolgerung hatte gezeigt, daß der Zusammenhang zwischen Laut und Begriff kein will-

kürlich festgesetzter, verabredeter sein kann. Aber der zweite Weg, diesen Zusammenhang für einen natürlichen, nothwendigen zu erklären, wird von der sprachlichen Einzelforschung ganz abgeschnitten.

Das Auftreten der Sprachforschung, als einer selbstständigen, von allen praktischen und äußerlichen Zwecken losgelösten Wissenschaft, am Anfange dieses Jahrhunderts, einer Wissenschaft von den vorhistorischen Zuständen der Völker, ist ein großes, für die Geschichte der Menschheit unglaublich wichtiges Ereigniß. Die Sprachvergleichung stürzte die bisherigen sehr dunkeln Vorstellungen von den ältesten Völkerbildungen und Wanderungen völlig um. Man lernte zwischen verwandten und nicht verwandten Völkern unterscheiden, und erlangte ein weit sichreres und feineres Mittel für die Eintheilung der Menschheit in Stämme, als naturhistorische Kennzeichen bis dahin an die Hand gegeben hatten. Man sah in weiter, schwindelnder Ferne der Urzeit die Hoffnung auf eine bestimmte Kenntniß von Zuständen eines Alterthums winken, über dessen bloßes Dasein bis dahin alle Geschichte geschwiegen hatte. Die Uebereinstimmung räumlich

in ihrem Gebiete weit getrennter Sprachen zwang zu der Annahme, daß Inder, Perser, Griechen, Slaven, Germanen, Römer und Celten dereinst ein einziges, nur eine Sprache redendes Volk gewesen seien, und der Vorrath von Wörtern, die allen diesen Sprachen gemeinsam sind, gestattete Schlüsse auf den Zustand jenes Urvolkes.[5] Man schloß, daß es Ackerbau und Viehzucht getrieben, die meisten unserer Hausthiere gekannt, Ruderschiffe besessen haben muß. Es wurde von Königen beherrscht, da das lateinische rex, im gothischen reiks, dem indischen „Radscha" und den deutschen Formen reich und Reich nebst der Silbe rich in Heinrich, Friedrich und Richard, in Gänserich, Wütherich u. a.[6] nahe verwandt ist, und seiner wesentlichen Bedeutung und Form nach offenbar schon der Urzeit angehörte. Für den Fortschritt der Sprachbetrachtung selbst aber ergab sich ein ungemein glücklicher Umstand in der genialen Leistung der Inder, welche auf diesem Gebiete die wahren Lehrer Europa's geworden sind, und durch den Aufschluß, den sie über den Bau ihrer alten Sprache, des Sanskrit, gewonnen hatten,

uns zugleich für das Verständniß unserer eigenen, mit jener innig verwandten, die trefflichsten Vorarbeiten überlieferten. Die indischen Grammatiker haben schon vor mehr als zweitausend Jahren die Wörter ihrer Sprache sämmtlich aus Verbalwurzeln abzuleiten versucht; sie haben diese Wurzeln zu Verzeichnissen zusammengestellt, welche geeignet waren, allen Sprachen des Stammes zu Grunde gelegt zu werden. Hierdurch brach sich unter den europäischen Sprachforschern sehr rasch die Ueberzeugung Bahn, daß der ganze gewaltige Wortreichthum der Sprache aus einer weit geringeren Zahl von Elementen, den Wurzeln, entsprungen sei, und daß diese wesentlich nur Zeitwortbegriffe enthalten.

Unter den Indern hat der Kampf der Parteien, der mit dem Siege dieser hochwichtigen Wahrheit endigte, Streitfragen mit sich geführt, die zu den interessantesten auf dem Gebiete der Sprachengeschichte gehören. Während die Griechen das Verhältniß des Wortes zu seinem Gegenstande untersuchten und das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines inneren Grundes in Erwägung zogen,

in dessen Folge bestimmte Laute bestimmte Dinge bezeichneten, hatten die Inder noch eine ganz andere Seite der Frage vor Augen, die zu der griechischen Betrachtung eine bedeutungsvolle Ergänzung bildet, nämlich das Verhältniß der Benennungen von Dingen zu ihrem Ursprunge in Thätigkeitsbegriffen. Es handelte sich hier nicht um den Zusammenhang zwischen Ding und Wort, und auch nicht um den zwischen Begriff und Laut, sondern nur um das Verhältniß der abgeleiteten Begriffe zu den Wurzelbegriffen. Die Einschränkungen, unter welchen die Schule des Gargja die Ableitung der Substantiva von Verben gelten lassen wollte, gehen von sehr begründeten Bedenken aus, und treffen ein nicht weniger tiefes Dilemma, als die Einwürfe griechischer Philosophen gegen die Annahme eines constanten Naturzusammenhangs zwischen Wort und Sache. Warum, wenn z. B. das Gras, tṛṇa, vom Hindurchdringen; das Pferd, açva, vom Zurücklegen eines Weges benannt ist, heißen nicht alle Dinge, die hindurchdringen, tṛṇa, alle, die einen Weg zurücklegen, açva? Und umgekehrt: warum sollten es gerade diese Thätig-

keiten sein, von denen ein bestimmter Gegenstand benannt wird, und nicht auch alle andern, die ihm eben so gut zukommen? Warum heißt der Pfeiler nicht der Höhlungruher, nicht der Füger? Solchen und ähnlichen Einwürfen gegenüber beriefen sich die consequenten Etymologen ganz empirisch auf die Thatsachen, auf augenscheinliche und unbezweifelbare Fälle. Der Zimmermann heißt taxan „Verfertiger," der Bettelmönch „Umhergeher," der Saft des Zuckerrohrs „Beleber," — wie eau de vie — obschon es auch noch Andere gibt, die verfertigen, und andere Dinge, denen eine belebende Kraft eigen ist.[7] „Man kann — fügt hier ein späterer Commentator hinzu, dessen Worte Max Müller in seiner berühmten „history of ancient Sanskrit literature" mittheilt — man kann fragen, warum es so ist. Aber dann muß man die Welt fragen, mit der Welt hadern, da nicht ich dieses Gesetz gemacht habe. Alle Hauptwörter kommen von Zeitwörtern, aber die Wahl der benennenden Thätigkeit ist regellos. Höchstens findet eine gewisse Regelmäßigkeit in Beziehung auf Diejenigen statt, die bestimmte Handlungen

vorzugsweise verrichten... Wenn man sagt, mehrere Dinge hätten einen einzigen Namen, und ein einziges Ding hätte mehrere Namen haben können, so läßt sich nur antworten: es ist in der wirklichen Sprache nicht so; die Worte sind in der Sprache nach ihrer individuellen Natur fixirt."[8]

Sowohl Rudolph Roth als Max Müller bemerken zu diesen Stellen, daß die moderne Sprachwissenschaft auf solche Fragen ebenfalls keine andere Antwort gibt. Max Müller findet, der indischen Darstellung zustimmend, hier den Punkt in der Sprachgeschichte, wo die Sprachen sich nicht auf organische Gesetze zurückführen lassen, wo die Sprachwissenschaft aufhöre, eine strenge Wissenschaft zu sein, und in das Gebiet der Geschichte eintrete.

Wahrscheinlich in Folge indischen Einflusses gelangten für die semitischen Sprachen die arabischen und hebräischen Grammatiker des frühen Mittelalters in Betreff der Wurzeln zu einem ganz ähnlichen Resultate, und schon hierdurch mußte dasselbe, bei der nicht seltenen Bekanntschaft mit der Einrichtung z. B. der älteren hebräischen Wör-

terbücher, leichten Eingang finden und die Vermuthung für sich gewinnen, das Grundgesetz für die Zerlegung der Sprache in ihre Bestandtheile überhaupt zu sein. Die alten hebräischen Wörterbücher waren sogar noch einen Schritt weiter in der Classification und Anordnung des Sprachstoffes gegangen: sie hatten unter eine jede Verbalwurzel die zu ihr gehörigen und aus ihr erklärlichen Wörter alle vereinigt. In der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts schrieb auf diese Weise Abulvalid sein berühmtes arabisches „Wurzelbuch" der hebräischen Sprache.[9] Ja schon im zehnten Jahrhundert verfaßte Jehuda ben Koreisch, aus Tiharet in Nordafrika, in Form einer „Risâlet," worunter die arabischen Schriftsteller etwa das verstanden, was die Engländer „Essay" nennen, ein sprachvergleichendes, noch jetzt in bedeutenden und werthvollen Bruchstücken vorhandenes Wurzelbuch der semitischen Sprachen,[10] deren Zusammenhang er klar erkannte. Er beweist mit aller Wärme einer neuen Wahrheit aus den Flexionen und Präfixen, daß die hebräische, chaldäische und arabische Sprache in dieser Hinsicht „mit gleichen Stempeln geprägt"

seien, und unterscheidet dies Verhältniß bestimmt von Entlehnung, der er allerdings einen zu großen Spielraum läßt; er erkennt die Lautvertauschungsgesetze, und stellt zur Vergleichung des Sprachgebrauchs sogar Koran- und Bibelstellen einander gegenüber.[11] Wenn die griechische Sprachwissenschaft der philosophischen Speculation, die indische einem überaus feinen beobachtenden und analysirenden Sinn für das Positive der Sprache ihren Charakter verdankt; beiden Völkern aber an alten, schwierig gewordenen und heiligen oder doch ehrwürdigen Texten (den Indern an den Veden, den Griechen an Homer) ein Reiz und bestimmter Stoff der sprachlichen Forschung gegeben war: so scheint die hebräische Sprachforschung schon in ihrem Beginne nicht nur diesen letzteren Antrieb in der Sprache der Bibel gleichfalls vorgefunden, und durch arabische Tradition an der Richtung der Griechen wie der Inder Theil genommen zu haben, sondern sie war in Folge besonders günstiger Umstände von vorn herein auch zugleich auf Sprachvergleichung hingewiesen, und bildete so für das europäische Sprachstudium vor dem Aufblühen der

indogermanischen Sprachwissenschaft einen verhältnißmäßig nicht unfruchtbaren Inhalt. Im 17. Jahrhundert hat, im Vereine mit andern Gelehrten, Edmund Castle (Castellus) aus Cambridge in seinem „siebensprachigen Lexikon" mit unsäglichem Fleiß und Aufopferung seines Vermögens und seiner Gesundheit den ganzen Wortvorrath der semitischen Sprachen unter die Wurzeln zusammengetragen, jedoch ohne bei Anhäufung dieser ungeheuren Masse den höheren Zweck der Erkenntniß des Gemeinsamen, Gesetzlichen oder Ursprünglichen zu verfolgen. In dieser Hinsicht steht er sogar hinter seinem um siebenhundert Jahre älteren, genialen Vorgänger zurück.

Ein vergleichendes Wurzelwörterbuch der sämmtlichen indogermanischen Sprachen ist ein Riesenwerk, welches mit der ihn auszeichnenden ungemeinen Umsicht und Vielseitigkeit Pott seit dem Anfange dieses Jahrzehntes auszuführen unternommen hat.

Was aus der veränderten und nun eigentlich erst wissenschaftlich gewordenen Anschauung von dem wirklichen Bestande der Sprache resul-

tirte, war vor Allem, daß die Erklärung der Wörter in ihrer Zurückführung auf Wurzeln bestand, und nur die Wurzeln eine selbstständige Erklärung verlangten. Zum Beispiel, wie das Wort Tag entsteht, läßt sich nun gleichsam historisch belegen: es kommt von einer Wurzel, die im Sanskrit dah lautet und brennen bedeutet. Schon das deutliche Verhältniß von Ableitung und Stammsilbe kann Jedermann zeigen, daß eine Wurzel vielen abgeleiteten Wörtern gemeinsam sein muß, wie z. B. Kunde, 'Kunst, können, kennen, bekannt u. s. w. Ableitungen aus Einer Wurzel sind. Demnach müssen der Wurzeln viel weniger als der Wörter sein. Manche Wurzeln lassen sich selbst wieder zu Urwurzeln mit einander vereinigen, indem sie in Laut und Bedeutung sehr wenig von einander abweichen. So kommen die Wörter lauern, lauschen, das dialektische losen, ferner laut, läuten, Leumund, verleumden, wahrscheinlich auch Ruhm, rufen, Gerücht, und endlich hören und horchen von einer Wurzelgruppe, die, wie es scheint, auf die Formen kru, klu, klus zurückgeht. Die Durchschnitts=

zahl der Wurzeln einer Sprache schätzt Pott — gewiß eher zu hoch als zu niedrig — auf tausend.[12] Diese höchstens tausend Wurzeln also sind es, auf die sich die Frage der Sprachentstehung gegenwärtig allein noch beziehen kann. Aus diesen entstehen sodann die Wörter; die unmittelbare Entstehung eines Wortes zur Bezeichnung eines Gegenstandes ist unmöglich. Weder durch Verabredung, noch durch Schallnachahmung, noch auf irgend eine andere Weise kann ein Ding direct zu seinem Namen gelangen; er wird vielmehr immer aus einer vorhandenen Wurzel erst abgeleitet.

Wie verhalten sich nun aber die Sprachwurzeln zur Hypothese eines natürlichen Zusammenhangs zwischen dem Laute und dem was er bezeichnet, wie er etwa bei der Schallnachahmung vorauszusetzen wäre? Hier ist es eben, wo diese Hypothese gänzlich scheitert. Es ist selten, daß die Natur sich so entschieden weigert, sich unter eine vorgefaßte Meinung zu fügen. Kein einziges Beispiel wirklicher Schallnachahmung ist bis jetzt aufzubringen gewesen; manche sehr scheinbare schlagen bei näherer Betrachtung in eine beschämende Ent-

täuschung um. Was kann z. B. in dieser Hinsicht täuschender sein als rollen? Und doch ist rollen ein Fremdwort aus rouler, und dieses aus rotulare entstanden, in welchem das zum Schein der Schallnachahmung gar sehr beitragende l nur einer ganz allgemeinen Ableitungssilbe angehört, als Stamm aber nur rota, Rad, zurückbleibt, welches doch wohl nicht mehr vom Schall verräth als Rast und Rasen, oder Rose, und welches zeigt, daß der Laut des Rollens gar nicht unmittelbar in dem Worte bezeichnet ist, sondern dieses vielmehr das Umdrehen nach Art eines Rades, das Rotiren, bedeutet. Ja die Wurzeln verhalten sich zu den Ableitungen oft so, daß diese das Concrete, Sinnliche, jene aber einen geistigen Begriff enthalten. So ist z. B. unser Wort Vieh schon im Sanskrit zu finden und ist dort mit unserem Thier so ziemlich gleichbedeutend. Ist diese uralte Benennung nun etwa aus der Nachahmung eines thierischen Gebrülles entstanden? Keineswegs. Es bezeichnet den Besitz, wie das gothische faihu noch zeigt, das ganz allgemein den Besitz, nicht bloß an Heerden, bedeutet, wie ferner auch noch aus

dem lateinischen peculiaris, eigenthümlich, pecunia, Geld, hervorgeht. Genauer betrachtet, scheint sich sogar jedes Benennen der Dinge vermittelst der Wurzeln als eine Verstandesoperation herauszustellen, da die Dinge dabei nur nach allgemeinen Merkmalen bezeichnet werden müssen, welche herauszufinden, nicht bloß zu bezeichnen, die Sache der Sprachschöpfung gewesen wäre. Die Einzelgegenstände werden unter allgemeine Vorstellungen subsumirt, indem z. B. der Dachs als ein „grabendes" Thier, die Schwester als eine „Verbundene" aufgefaßt wird; der Besitz allgemeiner Vorstellungen würde demnach das Primäre sein, und der Mensch, weit entfernt einem brüllenden Wolfe nachzubrüllen, einem blöckenden Schafe nachzublöcken, würde vielmehr zunächst die Begriffe graben, besitzen, verbinden, wiedergegeben und dann alles Einzelne rings um ihn her unter diese Begriffe subsumirt und durch die bereits für sie fertigen Wurzellaute ebenfalls bezeichnet haben.

Es sind zwar verschiedene, zum Theil geistreiche Versuche gemacht worden, die Theorie der Schallnachahmung mit der Thatsache auszugleichen,

daß alle Wörter von Wurzeln abstammen, welche allgemeine Begriffe bezeichnen. Von solchen neueren Versuchen möge es mir gestattet sein, aus einer Schrift Steinthal's ein einziges Beispiel hervorzuheben, welches ein Wort betrifft, an dem sich auch Herder versucht hatte, und welches schon durch diese Vergleichung ein besonderes Interesse gewinnt. In dem Worte Blitz, das an sich nichts Tönendes bedeutet, glaubte Herder eine Analogie mit etwas Hörbarem zu finden. „Der Blitz schallet nicht," sagt er; „wenn er nun aber ausgedrückt werden soll, dieser Bote der Mitternacht,

Der jetzt im Nu enthüllet Himm'l und Erd',
Und eh ein Mensch noch sagen kann: sieh da!
Schon in den Schlund der Finsterniß hinab ist —

natürlich wird's ein Wort werden, das durch Hülfe eines Mittelgefühls dem Ohr die Empfindung des Urplötzlichschnellen giebt, die das Auge hatte — Blitz!" [13]

Nun ist aber, wie wir heute wissen, in Blitz das z eine bloße Ableitungssilbe, die die Verstärkung oder auch Wiederholung ausdrückt. Das

Wort hat überdies ein k verloren, indem es im Mittelhochdeutschen blicze, und ohne die Ableitungssilbe blic geheißen hat[14]: Blitz ist daher nicht verschieden von dem gegenwärtig gebräuchlichen Blick, und bedeutet Glanz. Die lateinischen fulgur und fulmen, Blitz, fulgeo, glänzen, entsprechen demselben, aber es gehören dazu auch flagrare, brennen, flamma (für flagma), Flamme, die griechischen *phlego*, brennen, *phlox*, Flamme, und mehrere Wörter mit r statt l, die Sanskritwurzel bhrâǵ glänzen, bhargas Glanz, ferner das mittelhochdeutsche brehen glänzen, woher Albrecht, Adalbert, Bertha, vielleicht auch prangen und prunken — wo also von einer besonderen Empfindung, die in dem Worte Blitz gemalt sein könnte, nichts mehr übrig bleibt.

Danach werden wir nun die Darstellung Steinthal's und ihr Verhältniß zur Herder'schen würdigen können, wenn derselbe die gleiche Aufgabe in folgenden Worten zu lösen versucht:

„bhrak ist ungefähr die Nachahmung des Schalles, welcher beim Zerbrechen eines Dinges

entsteht; d. h. das Gefühl, welches die Wahrnehmung des Brechens begleitet, reflectirt sich auf unsere Sprachorgane und bewegt diese zur Erzeugung des Lautes bhrak, welcher dasselbe Gefühl erzeugt, wie der wirkliche Bruch. Der Vorgang des Brechens ward also appercipirt oder vorgestellt im Laute bhrak, oder im Gefühle, welches durch die Wahrnehmung dieses Lautes entsteht. Es schien aber das Licht aus dem Dunkel hervorzubrechen, wie der Blitz aus der Wolke. So wurde zunächst der Blitz, dann das Blinkende überhaupt, und besonders der aus dem Auge hervorbrechende Blick eben durch die Vorstellung bhrak vergegenwärtigt; ebenso die blanken Dinge, aber auch jene durch Mangel des Blutes entstehende helle Farbe der Wange: bleich. Und nun wird endlich der Gedanke, dem es an Blut und Thatkraft gebricht, blaß genannt, d. h. durch die Vorstellung des Blassen vorgestellt." [15]

Abgesehen von der Künstlichkeit solcher beinahe witzig aneinandergereihten Begriffsübergänge steht jedoch die wirkliche Bedeutung und Gestalt

der Wurzeln mit der Theorie der Schallnachahmung im Ganzen in einem Widerspruche, der bei Beobachtung der Thatsachen Niemandem entgehen kann, sowie diese Theorie denn überhaupt mehr zu einem allgemeinen Bilde von dem, was bei dem Ursprunge der Sprache vorgegangen sein mag, als zur Erklärung irgend einer bestimmten Sprachform angenommen zu werden pflegt. Wir stehen derselben schon darum auf eine andere Weise als Herder gegenüber, weil dieser die Vocale für die ältesten Bestandtheile der Wurzeln hielt, während wir wissen, daß sie vielmehr die unwesentlichsten und jüngsten sind. Und wenn wir uns in einem Punkte, den Herder mit einer für seine Zeit verdienstlichen Klarheit erkannte, mit ihm auf gleichem Boden befinden, nämlich, daß die Wurzeln aller Wörter Verba sind, so ist es uns dagegen nach der philosophischen Gesammtanschauung unseres Jahrhunderts nicht ebenso möglich, den Menschen sich besinnend, ein Merkmal mehr oder weniger bewußt absondernd, eine Sprachwurzel erfinden zu lassen. Die Bedeutung des Unbewußten, des Instinctiven ist uns auf-

gegangen. „Der Irrthum des achtzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen war" — um mit Renans beredter Schilderung zu sprechen — „der Ueberlegung, dem freien und selbstbewußten Willen zuzuschreiben, was das natürliche Erzeugniß der menschlichen Fähigkeiten ist. Ueberhaupt begriff dieses Jahrhundert die Theorie der instinctiven Thätigkeit zu wenig; überwiegend in der Vorstellung von der Macht der Reflexion befangen, dehnte es die Sphäre menschlicher Erfindung viel zu weit aus." [16]

Kann nun aber instinctiv etwas Anderes nachgeahmt werden, als z. B. das besondere Brüllen eines Stieres? Können allgemeine Begriffe, wie brüllen, glänzen, gehen, unbewußte Wiedergabe von Eindrücken der Außenwelt sein? Diese Betrachtung muß uns auch gegen jede andere Erklärung der Wurzelbildung aus irgend einem Natureindrucke bedenklich machen. Sie ist ein Einwurf nicht nur gegen die Schallnachahmung, sondern überhaupt gegen die Entstehung der Sprachwurzeln auf irgend einem physiologisch-organischen Wege, welches der für uns allein noch mögliche Sinn

dessen ist, was die alte Philosophie unter Entstehung durch Physis oder Natur verstand.

Heyse wollte der Sprache drei Arten von Naturlauten zu Grunde legen: Empfindungslaute, Schallnachahmungen, und Lautgeberden oder Begehrungslaute. Unter dem (wenig zutreffenden) Ausdrucke „Lautgeberden" sind Laute gemeint, die denselben Zweck erfüllen sollen, wie etwa eine deutende Geberde, oder ein Wink. Er gibt als Beispiele für die erste Art: ha, hu, ach! — für die zweite: bä! krach! — für die Lautgeberden: st! he! holla! — und glaubt, unter andern vom Standpunkte der Sprachvergleichung unmöglichen Annahmen, z. B. das griechische *bûs*, Rind, von bu! herleiten zu dürfen.[17] Doch entgeht dem sonst scharfsinnigen Manne selbst die Kluft nicht, die seine Naturlaute von „den Wörtern der Vernunftsprache" trennt.[18] Dieselbe ist in der That unermeßlich, und das Scheitern solcher abenteuerlichen Versuche daher nicht zu verwundern.

Max Müller erörtert am Schlusse des ersten Theiles seiner Vorlesungen „die letzten Fragen der Sprachwissenschaft, nämlich die: wie kann der Ton zum Ausdruck des Gedankens werden? wie

wurden Wurzeln zu Zeichen allgemeiner Ideen? Wie wurde die abstracte Idee des Messens durch mâ, die Idee des Denkens durch man ausgedrückt? Wie kam gâ dazu, gehen, sthâ stehen, sad sitzen, dâ geben, mar sterben, car wandeln, kar thun zu bezeichnen?"

Er antwortet darauf in folgender Weise: „Die vier- bis fünfhundert Wurzeln, welche als die letzten Bestandtheile in den verschiedenen Sprachfamilien zurückbleiben, sind weder Interjectionen, noch Schallnachahmungen; sie sind phonetische Grundtypen, die durch eine der menschlichen Natur inwohnende Kraft hervorgebracht werden. Sie existiren, wie Plato sagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato hinzufügen sollten, daß wir, wenn wir sagen, durch die Natur, damit meinen durch göttliches Wirken. Es giebt ein Gesetz, welches sich fast durch die gesammte Natur hindurchzieht, daß jedes Ding, das ist, einen Klang von sich giebt. Jede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Wir können auf die mehr oder weniger vollkommene Structur der Metalle aus ihren Vibrationen schließen, aus der Antwort,

die sie ertheilen, wenn man sie nach ihrem Naturklange fragt. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders als Stein, und verschiedene Klänge entstehen, je nachdem die Erschütterung des Körpers verschieden ist. Ebenso war es mit dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken der Natur. Der Mensch war in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Interjection und seine Wahrnehmung durch Onomatopöie auszudrücken, er besaß auch das Vermögen, den vernünftigen Conceptionen seines Geistes einen bessern, feiner articulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herangebildet. Es war ein Instinct, ein Instinct des Geistes, ebenso unwiderstehlich, wie jeder andere Instinct. Soweit als die Sprache das Product jenes Instinctes ist, gehört sie dem Reiche der Natur an. Der Mensch verliert seine Instincte, indem er aufhört ihrer zu bedürfen. Seine Sinne werden schwächer, wenn sie, wie z. B. der Geruchssinn, unnütz werden. So erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder

Vorstellung, indem sie zum erstenmale durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck verlieh, sobald als es seinen Zweck erfüllt hatte."

Die Annahme eines jetzt erloschenen Vermögens der Sprachschöpfung und die damit zusammenhängende von einem vollkommenen Urzustande des Menschen ist eine Zuflucht zum Unbegreiflichen, und nicht weit von dem Eingeständnisse entfernt, daß es uns der Natur der Dinge nach für immer unmöglich sei, den wahren Sinn der Urwurzeln zu erkennen und den Vorgang des Sprachursprunges zu erklären. Wir würden mit einer solchen Annahme auf einen mystischen Standpunkt zurückgeführt sein, da doch schon Herder das „Gespenst vom Wort Fähigkeit" bekämpft und gesagt hat: „Ich gebe den Menschen nicht gleich plötzlich neue Kräfte, keine sprachschaffende Fähigkeit, wie eine willkürliche qualitas occulta." Einige der größten Forscher haben es in Wirklichkeit von dem bisherigen Standpunkte der Sprachforschung aus vorgezogen, sich des Urtheils über diese bedeutungsvolle Frage gänzlich zu enthalten.

Bopp begann die Vorrede zu seiner unsterb-

lichen „vergleichenden Grammatik" (1833) mit den Worten: „Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen. Nur das Geheimniß der Wurzeln oder des Benennungsgrundes der Urbegriffe lassen wir unangetastet; wir untersuchen nicht, warum z. B. die Wurzel i gehen und nicht stehen, oder warum die Laut-Gruppirung stha oder sta stehen und nicht gehen bedeute."

Hören wir neben diesen, an der Wiege der vergleichenden Sprachwissenschaft gesprochenen Worten, wie sich noch in allerneuester Zeit ein schon erwähnter Vertreter der sprachphilosophischen Richtung ausspricht. Ein ungenannter Sprachforscher hatte, an den Satz anknüpfend, daß „die von Bopp abgelehnte Frage, warum i gehen und sta stehen bedeute, und nicht umgekehrt, auch heute noch ungelöst sei," einige Bemerkungen an Steinthal in Betreff der Lehre von den Reflex-

bewegungen gerichtet. In Erwiederung hierauf spricht sich nun Steinthal (in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft," 1867 S. 76) über die „natursymbolische Bedeutung" der Laute folgendermaßen aus: „Ich leugne," sagt er, „solche den Lauten von Natur zukommende Bedeutung nicht. Sind die Wurzeln der Sprache Reflexlaute, so reflectirt sich eben etwas, eine Seelenregung, in ihnen, und diese ist ihre Bedeutung. Aber was sich in jedem wurzelhaften Lautgebilde reflectirt, was diese Lautstrahlen entsendet, das kann nicht a priori, sondern nur a posteriori, nicht durch Physiologie, sondern nur durch historische Sprachforschung erkannt werden — wenn es überhaupt zu erforschen ist. Denn Jeden, der es wagt, die jedem Laute seiner Natur nach inwohnende Bedeutung zu bestimmen, möchte ich im Tone des Dichters von Hiob fragen: standst du dabei, als sich der Brust des noch stummen Urmenschen der erste Sprachlaut entrang? und verstandst du ihn? Oder hat man dir die Urwurzeln jener ersten Menschen vor hundert tausend Jahren überliefert? Sind das, was du als Wurzeln

hinstellst, und was wirklich Wurzeln sein mögen, auch Wurzeln der Urzeit, unveränderte Reflexlaute? Sind jene deine Wurzeln älter als sechstausend, als zehntausend Jahre? und wie viel mögen sie sich in den früheren Jahrzehntausenden verändert haben? wie mag sich ihre Bedeutung verändert haben?

„Nichtsdestoweniger bleibt es eine wichtige psychologische Thatsache, daß die Laute einen onomatopoetischen Werth haben, daß wir diesen Werth heute noch fühlen. Nur ist dieses Gefühl nicht sicher genug, um als wissenschaftlicher Beweis zu gelten, wie es denn auch bei den verschiedenen Racen verschieden ist. Die Sprachen der mongolischen Race haben zur Bezeichnung von Naturereignissen viele Onomatopöien, welche wir nicht mitfühlen. Und das ist weder zu verwundern, noch ist es ein Beweis gegen die geistige Einheit des Menschengeschlechtes. Das Gefühl wird ja vielfach durch Associationen der Vorstellungen bestimmt. Andere Associationen aber walten im Kaukasier, andere im Mongolen.

„Ich bin nicht gesonnen die Forschung zu hemmen, und mag nicht Schwierigkeiten darstellen,

die ich doch auch nur wieder aus meiner Phantasie von einer Urwelt holen könnte. Nur darauf wollte ich hinweisen, daß es allemal eine ungegründete Forderung ist, ganz individuelle Thatsachen, wie die Gestalt einer Wurzel ist, aus einem Principe construiren zu wollen, ohne die Kenntniß der besonderen Umstände, die dabei obwalteten, ja, bevor der Thatbestand selbst vollständig und sicher bekannt ist. Darum will ich auch kein Gewicht darauf legen, daß gerade das Beispiel von der Wurzel sta für stehen sich leicht aus unserer Stillschweigen gebietenden Interjection „st!" erklärt, daß noch näher s der lebendigste Ausdruck der einfachen Bewegung ist (wogegen r das Rollen und die ungleichförmige Bewegung bedeutet), das hinzugefügte t aber, wie schon Plato bemerkt, die Hemmung bedeutet, also s+t die Hemmung der Bewegung. Meine Meinung also ist: man schreite in der Wurzelforschung schrittweise vor, ohne die Endergebnisse, zu denen man gelangen will, vorauszugreifen; und so wird sich zeigen, wie weit man nach etlichen Geschlechtern gelangt sein wird."

Während wir uns so von Seiten der Sprachphilosophie für die Lösung der letzten Fragen auf die in unbestimmter Ferne liegenden Endresultate der positiven Forschung vertröstet sehen, so scheint es beinahe, als ob in folgenden Worten Benfey's die positive Sprachforschung umgekehrt der philosophischen einen großen Theil dieser Aufgabe zuwenden wollte. Indem er vier Richtungen der neueren Sprachwissenschaft, eine analysirende, eine philosophische, eine vergleichende und eine geschichtliche unterscheidet, fügt er über die zweite, philosophische, die in Beziehung auf die nahe Aussicht einer Lösung kaum zuversichtlichere Aeußerung hinzu: „Wie sie nicht aufgehört hat, sich an den Fortschritten, welche auf diesem Gebiete gemacht sind, in ihrer Weise zu betheiligen, so darf man der Hoffnung Raum geben, daß sie, sobald die Unterlagen, deren sie zu mächtigerer Wirksamkeit bedarf, in noch umfassenderer und festerer Art von ihren drei Schwestern gelegt sein werden, mit erstarkter Kraft, erweitertem Gesichtskreis und vertiefter Anschauung vielleicht nicht am Wenigsten dazu beitragen werde, uns dem Ziele

näher zu bringen, welches nur vermittelst der harmonisch zusammenwirkenden Thätigkeit dieser vier Schwestern erreicht zu werden vermag." [19]

Pott sagt: „Den geheimnißvollen Schleier, der über einer unbestreitbar vorhandenen, und der gleich räthselhaften zwischen Leib und Seele parallelen Gemeinschaft (communio) zwischen Laut und Begriff ruht, — wie sich dieselbe am ungetrübtesten, weil noch an der Quelle der Wörter selbst, in der Wurzel offenbaren müßte, hat man bisher höchstens an der einen oder andern Ecke ein wenig zu lüften vermocht, und ich zweifle, ob er sich je wird völlig hinweg ziehen lassen." Und nachdem er im Allgemeinen die „Bedeutsamkeit auch des buchstablichen Lautes an sich" für eine unläugbare Wahrheit erklärt, beruft er sich andererseits auf den von ihm selbst der Lautnachahmung gegenüber geführten Nachweis, wie unendlich solche Wörter, welche sehr bestimmte Naturlaute sprachlich wiedergeben sollen, als z. B. Donner, bellen, husten, niesen, schnarchen, trotzdem oft im Laute nach verschiedener Richtung aus einander fliehen, und schließt

mit dem Satze: „Wir stehen hier vor einem großen Geheimniß: das Band zwischen Begriff und Laut.“ [20]

Auch Lepsius — dessen Worte sich unmittelbar darauf von Pott angeführt finden — spricht sich zwar zunächst dahin aus, daß mit den Wurzeln ursprüngliche Empfindungslaute auf uns vererbt seien, fügt jedoch hinzu: „Daß wir aber diese ursprüngliche Richtigkeit der Wurzellaute uns jemals wieder zur Anschauung bringen könnten, ist für uns noch weniger möglich, als dem Wilden sein scharfes Gesicht, Gehör, Geruch abzulernen, weil uns dort nicht einmal das, was wir begreifen sollen, scharf gegeben ist, sondern erst durch trügliche Schlüsse gewonnen werden soll.“ [21]

Schleicher, der einer bedeutenden Thätigkeit so eben durch den Tod entrissene Forscher, hat mehrfach die gleiche Ueberzeugung geäußert. Er betrachtet es als eine unabänderliche Thatsache, daß „wir über das Material der Sprache, über den Ursprung des Lautes und die Ursachen des Factums, daß verschiedenen Menschengruppen für dieselbe Anschauung, für denselben Begriff ver-

schiedene Laute als Bezeichnung sich darboten, im Unklaren sind.“ Ja er vindicirt der Sprachwissenschaft „das Recht, auf die Frage: wie ist die Sprache entstanden? eine Antwort zu versagen.“ „Die Sprachwissenschaft, als eine Beobachtungswissenschaft,“ sagt er, „setzt ihr Object, die Sprache, voraus; die älteste, einfachste Form derselben kann sie aus den vorliegenden Sprachen erschließen und ihre fernere Entwickelung verfolgen; aber wie der Mensch dazu gekommen ist, diese einfachste, erschließbar älteste Sprache zu schaffen, das zu ergründen ist nicht ihre Sache. Die Lehre von der Entstehung der Sprache liegt jenseits ihres Gebietes, sie fällt vielmehr in das der Anthropologie.“ — „Die Wurzeln, die Bedeutungslaute selbst, nehmen wir in ihrer ältesten Lautform als gegeben an, und über die geheimnißvolle Entstehung dieser, d. h. über die Entstehung der Sprache selbst, wagen wir auch nicht die leiseste Vermuthung. Denn hier verliert der Sprachforscher den Boden unter den Füßen, den er bis hierher mit jener Zuversicht betreten konnte, die eine strenge Methode gewährt. Die Wurzelbildung selbst liegt

jenseits der Sprachwissenschaft, denn erst muß Sprache da sein, ehe Sprachwissenschaft möglich ist; die Lehre von der Entstehung der Sprache ist demnach von der Sprachwissenschaft auszuschließen, sowie die Entstehung der einfachen Grundstoffe von der Naturwissenschaft; ob sie überhaupt möglich sei, ist eine Frage für sich, deren Beantwortung uns glücklicherweise nicht obliegt."[22]

So hat denn, wie es mit sich bekämpfenden Dogmen zu geschehen pflegt, der Gegensatz der Physis und der Thesis zuletzt zum Scepticismus geführt; und auch die sprachvergleichende Wissenschaft hat sich von der Aussichtslosigkeit, auf den bisher bekannten Wegen das Ziel zu erreichen, das ihr doch gerade den höchsten Werth verleiht, bis zu dem Beweise verleiten lassen, daß wir über dieses letzte Ziel, mindestens noch auf Generationen hinaus, Nichts wissen werden, ja wohl gar niemals etwas wissen können.

II.

Die Gründe, welche in dem Obigen gegen die Physis wie gegen die Thesis angeführt worden sind, waren nicht blos gegen einander abgewogene dialectische Scheingründe. Das eine wie das andere System ist in seiner Kritik, in seiner Verneinung des gegentheiligen berechtigt. Aber sie sind nothwendigerweise beide irrig wegen einer stillschweigend angenommenen und dennoch unwahren Voraussetzung. Warum bedeutet gehen eine Bewegung, stehen die Ruhe, und nicht umgekehrt? Warum kommt einem bestimmten Laute eine bestimmte Bedeutung zu und keine andere? Dies ist die gemeinsame Frage, und die Antwort wird auf der einen Seite von einem inneren Zusammenhang zwischen je einem Laut und dem entsprechenden Begriffe, auf der andern aus Willkür und Uebereinkunft hergeleitet.

Aber bezeichnet denn wirklich ein bestimmter Laut einen bestimmten Begriff und keinen andern? Dies ist es, dessen man von beiden Seiten so sicher zu sein glaubte, daß man es gar nicht erst untersuchte, und was dennoch meiner festen Ueberzeugung nach nur verneint werden kann.

Schon Demokrit, jener wunderbare Mann, der vor fast dritthalb Jahrtausenden erkannte, daß alle Dinge aus gleichartigen Atomen bestehen, hat die Entdeckung gemacht, daß es in der Sprache mehrdeutige Wörter gibt, und daß andererseits auch wieder mehrere Wörter dasselbe oder etwas nahezu Gleiches bedeuten, und hat dieselbe als einen Beweis gegen die Naturnothwendigkeit der Bezeichnung, und für das blos Conventionelle der Sprachentstehung, also für die Thesis angeführt.[23] Die heutige Sprachwissenschaft betrachtet diese Erscheinung als eine wenig bedeutende Ausnahme, als eine gelegentliche Abweichung von dem allgemeinen und ursprünglichen Zustande der Sprache. Pott führt unter Erklärung seines Einverständnisses die in folgenden Worten ausgesprochene Ansicht Diefenbachs (in seinem

bereits 1835 erschienenen anregenden Buche „Ueber Leben, Geschichte und Sprache“ S. 67) an: „Nach unserer Meinung aber verbietet die Annahme einer durchgehenden Correspondenz des Lautes mit dem Begriffe während der ersten Sprachperiode, in welcher die eigentlichen Wurzeln in erster Potenz geschaffen wurden, wesentliche Mehrdeutigkeit Eines Wurzellautes (vgl. Grimm II. 76) in dem Munde Eines Subjectes (Einer Sprachfamilie) anzunehmen; so wie andererseits den Gebrauch mehrer Sprachwurzeln für Eine Vorstellung. Ersteres wäre Asthenie, dieses Hypersthenie, und Beides mit der für die erste Sprachperiode vorauszusetzenden Gesundheit nicht verträglich.“

Grimm an der von Diefenbach hier angeführten Stelle beantwortet die Frage, ob man den Grundsatz, daß zwei verschiedene Wurzeln auch in den Buchstaben nothwendig verschieden sein müssen, anerkennen dürfe? mit andern Worten, ob zwei äußerlich zusammenfallende Wurzeln innerlich einander ganz fremd sein können? mit nein in Betreff der zuletzt gestellten Alternative. „Gälte

Letzteres," sagt er, „so würde dadurch die Wurzelforschung begrenzt und gehemmt, jeder ablenkenden Bedeutung zu Gunsten ein gesonderter Stamm aufgestellt werden müssen und die Menge der Wurzeln unabsehlich sein. Dagegen, wenn die erstere Annahme stattfände, Hauptgeschäft des Etymologen bliebe, die individuelle Form jeder Wurzel sicher zu stellen, dann aber alles, was sich zu denselben Buchstaben bekennt, schiene die Bedeutung noch so abweichend, unter ihr zu vereinigen." Diejenige Methode der Sprachforschung, welcher er sodann selbst den Vorzug gibt, „wird aber," wie er hinzufügt, „durch die Wahrnehmung unendlicher Spaltungen der Bedeutung genöthigt werden, die reine Form als den gegebenen Haltpunkt, der ihr übrig bleibt, zu fassen, und von ihr aus die Lösung des Mannigfaltigen zu unternehmen. Was aber dem Buchstaben nach Eines ist, kann der Sache nach nicht ein Anderes sein." Grimm verkennt also die unendliche Spaltung der Bedeutung einer lautlich gleichen Wurzel durchaus nicht; er glaubt nur stets einen Zusammenhang suchen, und die Bedeutungen, scheinen sie auch

noch so abweichend, wohl oder übel zusammen=
bringen zu müssen, und zwar aus einem bloß
technischen, offenbar durch die Sache selbst nicht
gebotenen Grunde. Ich habe in meinem grö=
ßeren Werke nachzuweisen versucht, daß es un=
möglich ist, eine bestimmte Wurzel bei einem be=
stimmten Begriffe festzuhalten, oder umgekehrt; für
gar manche Begriffe finden sich viele Wurzeln ver=
wendet, und umgekehrt dient wieder manche Wurzel
mehreren Begriffen zugleich. Der ungeheure Um=
fang, zu der sich die Erscheinung der Vieldeutig=
keit und Viellautigkeit in den Wurzeln wirklich
erhebt, wird im Einzelnen noch bestimmter und
klarer hervortreten, so daß eher das Gegentheil
als Ausnahme erscheinen möchte. Daß es nun
aber in einer ersten Sprachperiode einmal anders
gewesen sei, ist offenbar eine ganz willkürliche An=
nahme, die aus einer bloß vorausgesetzten Ge=
sundheit dieses Sprachzustandes keineswegs bewie=
sen werden kann. Im Gegentheil: wenn der Ur=
zustand der Sprache gesünder als der gegenwärtige
wäre, so würde die Sprache nichts als eine Ent=
artung ihrer ursprünglichen Form sein können[24];

während, wie ich im Folgenden zeigen werde, sie ganz umgekehrt als Entwickelung aus einer dereinst unvollkommenen Form zu fassen ist. Betrachten wir die gegenwärtigen, fertigen Wörter der Sprache: sie sind im Allgemeinen verständlich; Mehrdeutigkeit ist Ausnahme. Vergleichen wir damit die Wurzeln: eine erstaunliche Fülle von Stoff drängt sich in sie zusammen, so daß sich aus den Ableitungen gar mancher einzigen Wurzel eine ganze Sprache herstellen oder ersetzen ließe. Ist es nun nicht natürlicher, anzunehmen, daß dies sich weiter rückwärts gegen die Urzeit hin, in gesteigertem Maße ebenso verhalte? Was kann uns bewegen, für die erste Sprachstufe eine streng logische Correspondenz zwischen Laut und Begriff zu unterstellen, die sich in einer zweiten getrübt und verwischt habe, um in der dritten aufs neue in Logik und Ordnung überzugehen? Man vergleiche z. B. eben die Wurzel stehen: uns ganz unzweideutig, schwankt sie schon im Griechischen zwischen stehen bleiben, hintreten und stellen; und wenn auch nicht mit Bestimmtheit behauptet, so wird doch es wenigstens als Vermuthung, gegenüber

einem Erklärungsversuche wie dem oben angeführten, ausgesprochen werden dürfen, daß stehen (stha), wie so manche mit dem Anlaute s neben einer andern Wurzel ohne diesen Anlaut (z. B. schwanken neben wanken) steht, so ursprünglich von thun (dha) nicht grundverschieden gewesen sei. Nun bedeutete aber die Wurzel dha, außer thun, auch setzen und geben; und welch eine verwirrende Masse von Vorstellungen innerhalb des indogermanischen Sprachstammes sich an diese einfache Wurzel geschlossen hat, kann ein einziger Blick auf die gewaltigen Sammlungen Potts in seinem öfter angeführten Werke lehren. Daß die Wurzel da, geben, mit der erwähnten mehrfach zusammenfließt, ist bekannt, und daß sie eine bloße Variation jener sei, wenigstens nicht ganz fern liegend. Und wenn es, einmal auf dem Boden der Hypothese, erlaubt ist, noch einen Schritt weiter zu thun, so wird man es vielleicht nicht unmöglich finden, auch die Wurzel sad, sitzen, ebenso als eine Zusammensetzung aus sa da aufzufassen, wie stha als eine solche aus sa dha, wobei zu bedenken wäre, daß sitzen eigentlich

sich niederlassen, und Satz sogar noch Sprung bedeutet.[25] Ich habe diese Hypothesen nur ausgeführt, um die Frage, warum stehen gerade die Ruhe bedeute und nichts anderes? in dieser ihrer unbedingten Form, und namentlich alle direct auf dieselben versuchten Antworten zurückzuweisen, indem es ja noch gar nicht ausgemacht ist, daß diese Bedeutung der Wurzel von jeher eigen und allein eigen gewesen sei.

Neben der Wurzel da, geben, hat überdies der indogermanische Sprachstamm mindestens noch drei andere, die ihr im Laute entweder ursprünglich gleich sind, oder doch nicht mit Sicherheit unterschieden werden können: sie bedeuten wissen, binden und theilen, wozu nach einigen Sprachforschern, ebenfalls ohne wesentlichen Lautunterschied, noch die Bedeutungen essen, schützen und reinigen kommen.

Nehmen wir nun auf Grund der Thatsachen, oder, wenn man will, einstweilen ohne diese Begründung an, die Wurzellaute seien von jeher mehrdeutig gewesen und zu größerer Bestimmtheit im Laufe der Entwickelung fortgeschritten, so ist

dies ein Vorgang, der an sich nichts Räthselhaftes haben kann. Es läßt sich noch heutzutage beobachten, und an historischen Beispielen vielfach nachweisen, daß mehrere Wörter, deren jedes mehrere Bedeutungen auf sich vereinigt, ihre Mehrdeutigkeit verlieren und sich auf die verschiedenen Bedeutungen vertheilen. Die Unterscheidung, die wir z. B. zwischen der See und die See machen, ist verhältnißmäßig neu. Man sagte im Altdeutschen ursprünglich der See in beiden Bedeutungen; aus dem Niederländischen, wo das Wort als Femininum sich auf die Bedeutung Meer beschränkt hatte, drang dasselbe in der gleichen Beschränkung in das Hochdeutsche.[26] Daß gerade die niederdeutsche Form die Bedeutung des Meeres, die ältere hochdeutsche die des Landsees erhielt, ist mit der Natur der geographischen Heimath beider Formen sehr im Einklang. Schwerer dürfte es sein, einen Grund anzugeben, warum im Englischen queen zur Bedeutung „Königin" gelangte, entsprechend dem verwandten deutschen König, während quean und das schwedische kona äußerst

niedrige Wörter sind, *gynê* dagegen und das altnordische kona nur Weib heißen. Dem schwedischen karl, Mann, steht im Deutschen Karl jetzt nur als Eigenname, Kerl in einer nicht edlen Bedeutung gegenüber, während es in der ältern Sprache Held und Heerführer hieß; im Althochdeutschen finden sich noch die Bedeutungen Gatte, Geliebter, auch Männchen von Thieren; in andern Mundarten treten die Begriffe Großvater, Greis, aber auch Bauer hervor. Die eigentliche und erste Bedeutung von Karl und Kerl ist ohne Zweifel „Alter"; sie stammen von der gleichen Wurzel mit den griechischen *gerôn*, *geraios*, *gêras*, *gêraleos*, *graus*. Man gebrauchte sie offenbar zuerst für den wirklichen Greis, dann für den Großvater, den Ehemann, und in verächtlichem Sinn für einen derben Alten, sowie im ehrenden für einen Aeltesten und Edlen. Eigenname wurde Karl schwerlich unmittelbar von der Appellativbedeutung aus. Es scheint einer der vielen Beinamen des Gottes Wodan gewesen zu sein, und auch Donar oder Thor hieß wahrscheinlich Karl. Grimm hat bemerkt, daß der Wagen am Himmel im Schwe-

dischen „Karlswagen" heißt, und daß eine altschwedische Chronik ihn auf Thor beziehe, und zugleich auch den Namen „Wodanswagen" für ihn nachgewiesen. Er hat ferner gezeigt, daß was von dem in der Tiefe der Erde in jahrhundertelangem Schlafe verweilenden Friedrich Rothbart erzählt wird, sich zuerst auf Donar bezog, dessen Attribut der rothe Bart war, daß aber zugleich dieselbe Sage öfter auch einen Kaiser Karl anstatt Friedrichs nennt.[27] Es spricht eine ganz allgemeine Analogie dafür, daß Eigennamen zuerst für Götter gebildet, und von ihnen aus auf Menschen übertragen oder für sie abgeleitet werden. Der älteste Friedrich Rothbart war demnach Donar selbst; Karl als Göttername bedeutete entweder „Herr," oder „alter Mann," als welcher ja Odhin in der Edda so häufig erscheint, wie denn in den Stellen, wo nach der beliebten Form der Eddalieder Odhin in verwandelter Gestalt als Unbekannter auftritt, öfter für ihn mit einiger Absicht karl (der Mann) gebraucht zu sein scheint. Wahrscheinlich war es jedesmal der höchste Gott eines Stammes, dem dieser Name gegeben ward, und diese

Stelle wechselte bekanntlich zwischen Thor und Odhin. In Schweden, einer Hauptstätte der Verehrung Thors, und in Franken, wo Wodan vorangestanden zu haben scheint, tritt Karl früh als menschlicher Eigenname auf. Dobrowsky nimmt an, daß aus dem Namen Karls des Großen das slavische Wort für König, kralj (russisch karolj) entstanden sei, welches auch im ungarischen kiraly, und für die christlichen Könige im türkischen kiral zu finden ist. Aber da die Deutschen selbst nicht den Namen des fränkischen Königs, sondern den Cäsars zur Gattungsbezeichnung des Herrschers verwendeten, so möchte die Entlehnung höchstens von dem Hauptwortbegriff Karl, im Sinne von Herr, ausgegangen sein.

Bei der Entwickelung der Sonderbedeutungen wirken, wie man sieht, eine Menge von äußeren Umständen mit; im Allgemeinen kann man mit Recht als die Gesammtursache einer solchen Sonderbestimmung den Sprachgebrauch betrachten. Der Sprachgebrauch ist die Gewohnheit, ein Wort in einem bestimmten Sinne anzuwenden. Eine solche

Gewohnheit stellt sich ganz von selbst überall ein, wo ein Wort zu verschiedenen Gebrauchsweisen Veranlassung gibt. Das lateinische niger, schwarz, heißt im Sanskrit (nîla) auch blau, wohingegen krischna im Sanskrit schwarz, im Lateinischen, unter der Form canus, grau bedeutet.[28] — Bekommen ist bei uns vorwiegend empfangen; become, englisch: werden. — Bei uns ist bellen der Laut des Hundes, auch des Fuchses und Hirsches, im Angelsächsischen ist es der des Ebers; im Englischen ist bell die Schelle, während umgekehrt im Schwedischen skälla bellen bedeutet.[29] Die Vertheilung der Bedeutungen hätte ohne Zweifel auch anders verlaufen können; die Engländer gewöhnten sich, ein den Schall bezeichnendes Wort für die Schelle zu gebrauchen, das wir ebenfalls nur aus Gewohnheit für den Laut des Hundes anzuwenden pflegen.

Auch der einzelne Mensch fällt in seinen Handlungen ohne, ja wider seinen Willen stets der Gewohnheit anheim, indem, sobald er eine Bewegung mehreremale ausgeführt, er schon ebendadurch die Neigung erlangt, dieselbe auf eben

solche Weise gelegentlich zu wiederholen. Ebenso mit Worten, wo ein Jeder leicht an sich oder Andern beobachten kann, wie er unvermerkt sich eine Redensart angewöhnt hat, und wenn er überhaupt darauf aufmerksam wird, Mühe hat, sie nur wieder zu vermeiden. Auch hat im Kleinen Jeder seinen individuellen Sprachgebrauch für sich, der eine wird mit „gewiß," der andere mit „ja wohl" antworten; der eine lieber dunkel, der andere finster sagen. Beim Uebergang vom Lesen eines Schriftstellers auf einen andern, besonders in fremden, und namentlich schwierigeren Sprachen, fühlt man sehr bald, daß man in einen neuen Wortkreis geräth. Während nun der Wechselverkehr der Individuen die Abweichung des Sprachgebrauchs auf ein Minimum beschränkt, fällt diese Schranke, wo es sich um Dialecte oder Völker handelt, weg, und das Auseinandergehen des Sprachgebrauchs nimmt größere Dimensionen an. Wie für diesen räumlichen Gegensatz, so finden sich auch für den zeitlichen Gegensatz, der die Sprache eines Schriftstellers von vor tausend Jahren uns kaum verständlich und einen nur wenige Jahr-

hunderte alten veraltet und lächerlich erscheinen läßt, Analogien in dem ebenso allmählichen Wechsel der Gewohnheiten und der Sprachweise des Individuums.

In allen nachweisbaren Fällen der Bedeutungsentwickelung herrscht ein gemeinsames, sehr einfaches Gesetz. Ueberall ist es nur die Mehrheit des Vorkommens, welche entscheidet. Je öfter ein Wort gebraucht wird, um so gebräuchlicher wird es; wird es dagegen eine Zeit lang zufällig nicht gebraucht, so kann es dadurch allein veralten, ja vergessen werden. Ein gleichgültiges Wort wird einigemale zufällig in lobendem Sinne angewendet; es erhält hierdurch die Tendenz zu ausschließlich lobender Bedeutung. Dasselbe Wort wird vielleicht in einem andern Dialect öfter in tadelnder Bedeutung angewendet und erhält dadurch die entgegengesetzte Tendenz. So differenziiren sich gleichgültige Wörter nach zwei Seiten hin. Oder es bilden sich aus irgend einem äußerlichen Grunde, dergleichen besonders in der früheren Sprachgeschichte mancherlei nachweisbar sind, Doppelformen eines Wortes auch in einem und

demselben Dialect: sogleich wird eine Neigung zur Sonderung der Bedeutungen entstehen; denn wenn beide anfangs noch so gleichgültig für den ganzen möglichen Umfang ihres Sinnes gebraucht werden, so wäre es doch ein kaum denkbarer Zufall, wenn die äußerst feine Wage des Sprachgefühls bleibend einstehen, wenn nicht mindestens die Stimmung, die Färbung eine Form von der andern unterscheiden sollte. Dies ist auch der eigentliche Grund, warum es in der Sprache keine wahren und völlig einander deckenden Synonymen gibt. Es ist keineswegs immer die Grundbedeutung, aus welcher der oft sehr zarte, kaum faßbare Unterschied der Bedeutung sinnverwandter Wörter entspringt. Haut und Fell pflegen, jedoch mit Unrecht, von einer verschiedenen Bedeutung abgeleitet zu werden: wie dem sei, der Engländer gebraucht hide genau wie wir Fell, so daß es nur verächtlicherweise vom Menschen gesagt werden kann, und auch bei uns ist die Unterscheidung nicht von jeher gemacht worden; in „Haut und Haar" ist gewiß nur an Fell zu denken, und die Mehrheit Häute unterscheidet sich insofern von Felle, als nicht wie hier werth-

volles Haar, sondern mehr das Leder in Betracht kommt; umgekehrt wurde Fell im Mittelhochdeutschen im edelsten Zusammenhange von der menschlichen Haut gebraucht.

So wenig man nun in diesen Unterscheidungen etwas Naturnothwendiges finden wird, ebensowenig wird Jemand auf den Gedanken gerathen, sie für ein Werk der Willkür, der Verabredung, also der Thesis zu halten. Haben wir es so mit einander verabredet, Löwenhaut und Eselshaut, dagegen Widderfell und Zobelfell, Hirschhaut und Rehfell zu sagen? Oder die Engländer cowhide und lion's skin? [30] Ist es mit den Schweden ausbedungen worden, daß sie schellen statt bellen sagen möchten, damit hinwiederum in England bell für die Schelle gebraucht werden könne? Und haben die germanischen Stämme das Wort Karl nach seinen verschiedenen Bedeutungsrichtungen unter sich gütlich getheilt? Es war zu alledem weder eine Veranlassung noch eine Möglichkeit, und dennoch wissen wir sehr wohl, was wir unter Karl zu verstehen haben, und dagegen die Schweden ebensowohl, daß karl Mann bedeutet.

Die Römer verstanden unter den grauen Haaren keine schwarzen, die Inder unter den schwarzen keine grauen, obwohl beide genau dasselbe Wort hier in entgegengesetzter Bedeutung gebrauchten. Und warum das? Weil die Bedeutungen so langsam und unmerklich auseinandergegangen waren und sich festgestellt hatten, daß Niemand der Veränderung sich bewußt werden konnte; weil Jeder das Wort immer ebenso brauchte, wie seine Umgebung es verstand, und es auch ebenso zu gebrauchen glaubte, wie seine Vorfahren es gebraucht hatten. Cicero würde sich nicht wenig gewundert haben, zu erfahren, daß canus jemals schwarz bedeutet hatte, eben wie wir uns wundern zu vernehmen, schlecht habe dereinst so sehr etwas Gutes bezeichnet, daß es bei Luther heißt: „was uneben ist, soll schlechter Weg werden," und einige Jahrhunderte früher sogar von Gott gesagt werden konnte: „er thue Nichts als Schlechtes." [31]

Langsame Entwickelung, Hervortritt des Gegensatzes aus unmerklichen Abweichungen ist historisch überall die Ursache der Bedeutungsvertheilung einer=, des Verständnisses andererseits. Wir müssen uns

nun die Frage vorlegen, ob es immer so gewesen, ob alle Sprachschöpfung aus diesem Processe habe hervorgehen können, oder ob irgendwo eine große geistige Katastrophe bemerkbar werde, welche ganz plötzlich bestimmten Lauten bestimmte Bedeutungen zugetheilt, bestimmte Begriffe in Lauten ausgeprägt habe, die ihnen, sei es von Natur auf irgend eine unbegreifliche Weise angemessen, sei es willkürlich für sie ausgewählt worden seien? Ich habe eine solche Katastrophe nirgends gefunden, und glaube mit den Kräften, deren Wirklichkeit bewiesen ist, und die, soweit die Geschichte reicht, in der Sprache stets thätig sind und waren, für alle Zeiten völlig auszureichen. Ich habe keinen Punkt aufzufinden vermocht, wo irgend ein Begriff auftauchte, der nicht von einem andern schon vorhandenen abstammte, wo also der Geist gezwungen wäre, sich für irgend eine Vorstellung ein Zeichen von außen, etwa an einem Schalle, zu suchen, oder auch in Folge eines neuen Eindruckes zu einer neuen Lautbewegung Veranlassung zu bieten.

Was zunächst die abgeleiteten Wörter im Gegensatze zu den Wurzeln, oder besser gesagt, alle

wirklichen Wörter, demnach die ganze Sprache bis auf einen verhältnißmäßig kleinen Rest betrifft, so läßt sich über sie nicht füglich zweifeln. Ebendasselbe, was uns zwischen Hebel und Heber unterscheiden lehrt, lehrte auch die Inder, daß das Particip der Wurzel dha, nämlich hita, den Begriff gut, eine Substantivbildung derselben, dhâtu, die Bedeutungen Metall, Element, Sprachwurzel, und dagegen dhâtṛi Schöpfer ausdrücken sollte; daß ferner dhâman Stätte, Gesetz, Zustand heißen sollte, während das lautlich identische griechische Thema eine Reihe anderer Bedeutungen entwickelt, und Thesis das uns hier vielfach beschäftigende Wort für willkürliche Festsetzung ist. Durch die Flexionsform werden alle diese Begriffe nur etwa zu: gesetzt, Satz, Setzendes, Satzung bestimmt.

Von den Zeitwörtern ist in allen indogermanischen Sprachen die ganz unverhältnißmäßige Mehrheit mit Partikeln zusammengesetzt; die einfachen Zeitwörter schwinden in der Folge immer mehr aus dem Gebrauch. Hier ist es nun überall ganz klar, daß die Zusammensetzung an sich einen vielfachen Sinn zuläßt,

und daß der Sprachgebrauch über die wirklichen Bedeutungen entscheidet; den speciellen Sinn z. B. der Verba umbringen, verstehen, verfassen, ersetzen, empfinden, oder der selbst noch mehrdeutigen aufheben, ausschlagen, kann auch, wer die Bestandtheile kennt, nicht ohne Kenntniß des Sprachgebrauchs, und zum Theil auch noch des Zusammenhangs, errathen. Auch dies war schon in sehr früher Zeit so; in den Vedaliedern findet sich schon ein ebenso detaillirter Gebrauch zusammengesetzter Zeitwörter, ja einige scheinen in die vorindische Urzeit zurückzureichen.

Die ableitenden Bestandtheile selbst haben ebenso wechselnde Schicksale, eine ebenso allmähliche Entwicklung und Entstehung gehabt. Das zur Ableitung gewordene thum ist wesentlich dasselbe mit dem erwähnten Thema, dhâma; es bedeutet Stätte und Zustand, z. B. Heiligthum, Alterthum, Irrthum, engl. wisdom, altnordisch barndomr, Kindheit. Die Ausbildung dieser Ableitungsfilbe ist selbst offenbar nichts, als eine durch den Sprachgebrauch bewirkte mehrfache Verwendung des einst selbstständigen Wortes in

Abweichung von dem sonstigen Gebrauche der Indogermanen. Ein anderes ebenfalls nur germanisches Ableitungsmittel ist schaft, ohne Zweifel mit schaffen verwandt. Man könnte glauben, das damit gebildete Eigenschaft, als die eigene Beschaffenheit, sei naturgemäß von Eigenthum, der eigenen Stätte, unterschieden; aber im Mittelhochdeutschen vertrat Eigenschaft auch das letztere, erst einer neueren Zeit angehörige Wort,[32] und auch hier hat also erst der Sprachgebrauch den Begriff fixirt. „Jeder Dialect," sagt Grimm (D. Gr. II. 395), „und in jedem Zeitraum pflegt und vervielfacht gewisse Ableitungen vor andern. So ist bemerkt worden, daß die althochdeutschen Abstracta auf ida, nissi und unga im Mittelhochdeutschen viel geringeren Umfang erhalten, desgleichen die Masculina auf ing allmählich aussterben, wogegen die neuhochdeutschen Feminina in sich ausgebreitet haben. Eigenthümlich der gothischen Sprache ist die Ableitung ubni; von ung, oht, inna weiß sie nichts. Der althochdeutschen fremd sind die gothischen und altnordischen Verbalia auf ns, die goth. und altnord. Verba auf nan, na; aber die aus

Participien prät. gebildeten Feminina wiederum bloß althochdeutsch. Die altnordische kennt nichts, was dem althochd. nissi, ahi und inna entspräche, wofür ihr die Neutra auf indi, Verba ka eigen sind. Im Schwedischen und Dänischen haben die else weit um sich gegriffen; nt, nk findet sich bloß althochdeutsch und angelsächsisch; ns bloß althochdeutsch. Selbst innerhalb derselben Mundart lassen sich hin und wieder engere Grenzen ziehen."

Wird man sich wundern, wenn bei der Vergleichung von verwandten Sprachen dasselbe Gesetz, nur noch entschiedener, zu Tage tritt? Wo sind unsere Abstracta auf niß, gothisch nassus, russisch nostj [33], im Griechischen, Lateinischen oder Sanskrit, wo die gothische Adverbialendung ba, z. B. in ubilaba, übel? Die Silbe ung, die wir zur Bildung von Abstracten verwenden, kommt im Sanskrit als anc zum Vorschein, und bedeutet wärts. [34]

Die Form des lateinischen sogenannten Supinums auf tum ist im Sanskrit als Infinitiv verwendet, im Griechischen und Deutschen gibt es keine grammatische Form dieser Art. Das

Englische hat Participien oder Infinitive auf ing, die sonst beispiellos in der indogermanischen Grammatik sind. Das Sanskrit und die slavischen Sprachen bilden das passive Participium, ganz ähnlich wie das Deutsche, bald mit t bald mit n, wobei jedoch die die Wahl zwischen beiden Formen bestimmenden Bedingungen in den Sprachzweigen verschieden sind [35]; im Lateinischen werden alle diese Participien auf tus (oder das daraus entstandene sus) gebildet, im Griechischen ist die entsprechende, ebenfalls nur mit t gebildete Form, Endung bloßer Verbaladjectiva. Wenn wir nun aber im Lateinischen plenus, voll, neben completus, angefüllt, stehen sehen, wie im Sanskrit pûrṇa neben pûrta: so liegt der Gedanke nah, daß n anfangs zur Ableitung von einigen Adjectiven mit passivem Sinn gebraucht, und erst in der Folge von einer oder der anderen Sprache regelmäßig zur Bildung von Participien verwendet worden sei. Unsere Endung der Imperfecte, te, ist nachweisbar aus that entstanden, gehört also derselben Wurzel dha an, die wir in so mancherlei Verwendungen schon

beobachtet haben. Zu ähnlichen Zwecken wird sie auch in der Conjugation anderer Sprachen angewendet, aber doch stets mit Abweichungen in der Function, die nur dem Gebrauche zugeschrieben werden können. Man fasse irgend ein Formationselement auch der ältesten Zeit bestimmt seiner Entstehung nach ins Auge, z. B. das der Ursprache schon angehörige s des Nominativs: man wird nicht umhin können, immer wieder denselben Proceß anzunehmen.

Alle Analogie wird nur durch die Voraussetzung einer ähnlichen Entstehung erklärlich. Die Bedeutungskategorien, welche z. B. durch die Anwendung einer bestimmten Ableitungsfilbe entstehen, entsprechen Allem eher, als verständig gesonderten, klar gewählten Classen der Gegenstände; sie sind meistens ganz unfaßbar, logisch nicht darzustellen, und verrathen oft gar kein Eintheilungsprincip, oft ein wunderliches, werthloses, überflüssiges. Es gibt Ableitungsendungen mit lobendem oder tadelndem Sinn, einige drücken eine Krankheit, andere einen Stoff, eine Farbe, einen Ort, ein Werkzeug, ein Glied aus; einige deuten

die Beziehung auf Thiere, Menschen, Pflanzen an. Wie wir eisern, hölzern, gläsern, so sagt man im Lateinischen ferreus, ligneus, vitreus; wenn aber der Stoff von einem Thiere hergenommen ist, so sagt man caninus, ferinus, anserinus, wofür wir nur Zusammensetzungen bilden: Hunde=, Wild=, Gänse=. Liegt diese Scheidung in der Natur der Endung? Gewiß nicht. In marinus, vom Meere, divinus, göttlich, hat dasselbe inus eine weit allgemeinere Bedeutung. — Unsere tadelnde Endung isch ist erst neuhochdeutsch; kindisch ist, wie in Grimms Wörterbuch (von Hildebrand) nachgewiesen wird, erst im 18. Jahrhundert zu ausschließlich tadelnder Bedeutung gelangt, und stand selbst in Schillers Sprachgefühle noch nicht ganz fest, daher er Stellen, in denen er anfangs das Wort angewendet hatte, später veränderte. Luther konnte das Evangelium noch eine „kindische Lehre" nennen, während andererseits kindlich sich noch im älteren Neuhochdeutsch in einem Zusammenhange findet, wo wir nur kindisch sagen können. „Das Wort," sagt Hildebrand, „war eben sittlich gleichgültig und erhielt

seine Färbung erst durch die Umstände." Wir können hier den ganzen Vorgang geschichtlich verfolgen. Kindlich legte zuerst seine indifferente Natur ab, und hörte auf, unter Umständen gebraucht zu werden, wo Verachtung ausgedrückt werden sollte. Dadurch entstand ein Uebergewicht tadelnden Gebrauches für kindisch, welches nun immer entschiedener dem Ziele zustreben mußte, das es erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts definitiv erreichte. Aber der Vorgang ist ein nicht auf dies Wort isolirter. Er steht im Zusammenhang damit, daß z. B. diebisch im 15. Jahrhundert das ältere dieblich ganz zu verdrängen begann. Das bloße Vorhandensein dieses diebisch war für ein jedes mit der gleichen Endung versehene Wort ein Stein mehr in der Schale der nach der übeln Seite hin ausschlagenden Bedeutung. Dennoch ist jene ursprüngliche indifferente Natur der Endung nicht ganz verloren, wie malerisch, kriegerisch u. A. zeigen. Solche rein geschichtliche Vorgänge haben ihre vollständigen Parallelen in älteren Schichten, die ganz offenbar ebenso zu beurtheilen sind. Man ver-

gleiche z. B. die lateinische tadelnde Endung ax und daneben verax, wahrhaft.

Uebereinstimmung zwischen der neuesten und ältesten Zeit in Beziehung auf das Grundgesetz der Bedeutungsentwickelung gibt den Untersuchungen einen erhöhten Werth, welche über die romanischen Sprachen in so vollendeter Weise von Diez ausgeführt worden sind, und welche das wunderbare Phänomen neuentstehender Sprachen bis in die Einzelnheiten klar und verständlich vor Augen legen. Man lese in der berühmten „Grammatik der romanischen Sprachen" den Abschnitt über die Wortbildungslehre (besonders den ersten Abschnitt des dritten Buches) und staune über die Masse der theils neu entstehenden, theils aus lateinischen Endungen sich differenziirenden, theils zu einer Menge unendlicher Feinheiten der Begriffsunterscheidung sich zersplitternden Bildungsmittel.

Vielleicht wird man zu glauben geneigt sein, die Entstehung grammatischer Kategorien in den ältesten Sprachschichten, der wichtigsten Unterscheidungen zwischen den Redetheilen u. dgl. sei ursprünglich von anderem, festerem Stoffe ausgegangen.

Aber wenn indische Grammatiker über Ableitung aus Völkernamen Regeln aufstellen, die auf den Kastenunterschied des zu Bezeichnenden gegründet sind, so ist dieß ein jüngerer, aber offenbar analoger Vorgang, wie unsere Unterscheidung nach Geschlechtern. Bei etwas tieferem Eindringen bemerken wir, daß solche rein grammatische Unterscheidungen erst secundär sind, und sich spät und langsam aus einer Masse ganz anderartiger Classificationen klären und sondern. Der indogermanische Sprachstamm hat eine Kategorie von Verwandtschaftsnamen, wozu Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter, das lateinische levir (Schwager als Bruder des Gatten) u. A. gehören, und die älter ist, als manche grammatische Kategorie.

Die Frage, ob etwas eßbar ist oder nicht, oder auch ob es naß oder trocken, findet auf weit älteren Stufen ihre Berücksichtigung in der Wortbildung und Grammatik, als ob es ein Substantiv oder Adjectiv, ein Singular oder ein Plural ist. Andererseits haben unsere Sprachen noch heute einige wenige Spuren aus einer Zeit aufzuweisen, wo die Begriffsverschiedenheit, die wir durch

grammatische Flexion ausdrücken, noch nicht scharf von der wurzelhaften gesondert war, die wir durch ganz verschiedene, nicht mit einander verwandte Laute getrennt erhalten. Es gibt z. B. eine Reihe Adjectiva, die in den indogermanischen Sprachen unregelmäßig gesteigert werden, namentlich: gut, besser, bonus, melior; dieses und die der ähnlichen Ausnahme unterworfenen Eigenschaftswörter entsprechen alle sehr geläufigen, früh ausgebildeten Begriffen. Die Steigerung war in ihnen dem Begriff nach schon vollzogen, ehe die Form der Comparation ausgebildet war; sie wurde ebenso unterschieden, wie wir gut und schlecht unterscheiden, nämlich durch verschiedene Wurzeln. So hat im Sanskrit varam, besser, kein Zeichen der Comparation. Das vielleicht damit zusammenhängende wohl wird nach demselben Princip in sämmtlichen germanischen Sprachen als Adverb zu gut verwendet. Aehnlich verhält es sich z. B. mit ich bin und ich war; von Begriffen jüngeren Ursprungs, von Zeitwörtern wie etwa fühlen, ist dergleichen beispiellos: denn als die Nothwendigkeit eintrat, sie nach ver-

schiedenen Zeitverhältnissen anzuwenden, waren für diese die Flexionsformen längst durch jahrhunderte-langen Gebrauch festgestellt.

Der große Unterschied zwischen Sprachgesetz und Sprachregel, zwischen der unbewußten, unwillkürlichen Herstellung der Gesetzmäßigkeit und der bewußten Erkenntniß und Formulirung des Gesetzes, beruht in dem so eben dargestellten Entwicklungsgang der Sprachform. Die Sprache ist ein höchst wunderbarer, zarter, überall die bestimmtesten und doch feinsten Gesetze verrathender Organismus; so sehr, daß auch ganz abgesehen von ihrer Zweckmäßigkeit, sie bloß wegen ihrer architectonischen Vollendung, welche wir ja auch an einem Bauwerke bewundern müßten, über dessen Zweck und Brauchbarkeit uns nichts bekannt wäre, alle Möglichkeit ausschließt, von Menschenhänden gemacht zu sein und menschlichem Bewußtsein zu entspringen. „Da sich ohne Sprache," sagt Schelling wahr und schön, „nicht nur kein philosophisches, sondern überhaupt kein menschliches Bewußtsein denken läßt, so konnte der Grund der Sprache nicht mit Bewußtsein gelegt werden, und dennoch,

je tiefer wir in sie eindringen, desto bestimmter entdeckt sich, daß ihre Tiefe die des bewußtvollsten Erzeugnisses noch bei weitem übertrifft. — Es ist mit der Sprache, wie mit den organischen Wesen; wir glauben diese blindlings entstehen zu sehen, und können die unergründliche Absichtlichkeit ihrer Bildung bis ins Einzelnste nicht in Abrede ziehen." [36]

In der That ist es undenkbar, daß auch nur ein (für die Zwecke der Sprache doch ganz gleichgültiges) Lautgesetz mit Bewußtsein gemacht werde. Jedes beliebige Beispiel kann uns davon überzeugen. Unser Zahn (ursprünglich dant) lautet griechisch *odûs* oder *odôn*. Beide Formen sind aus odonts entstanden: die erste, indem t wegfiel, denn die griechische Regel lautet, daß t vor s nicht geduldet werden darf; da aber nach einer andern Regel auch n vor s nicht stehen bleiben soll, so fiel es ebenfalls aus, und o wurde nach einer dritten Regel in û verwandelt. Die andere, jonische Form *odôn* warf, um t vor s zu vermeiden, vielmehr das s weg; nun aber trat eine vierte Regel in ihre Rechte, nach der kein griechisches Wort mit t schließen darf:

das t fiel nun also ebenfalls weg, und nach einer fünften Regel wurde dafür das o verlängert.[37] Bei einer jeden Form, die wir sprechen, vollziehen wir solche Regeln in Menge, und so complicirt sie sind, so unverbrüchlich sind sie; so daß der Sprachforscher mit Recht bei einer jeden sogenannten Ausnahme nach einer neuen Regel sucht, die die Ausnahme begründet und veranlaßt. Dennoch, wer hätte die Regeln erfinden sollen, und zu welchem Zwecke? wer weiß auch nur von ihnen, ohne Grammatik und zum Theil Sprachforschung? Andererseits waren sie nicht immer vorhanden; die Regel z. B., daß t kein Wort schließen darf, ist eine erst selbstständig auf griechischem Boden entstandene. Solche Gesetze entstehen noch täglich, zeigen sich in den lebenden Volksdialekten, wie in längst ausgestorbenen Sprachen. Ein Volksdialekt, der z. B. in Traum und Baum das au in a verwandelt, in Haus dagegen es unverändert läßt, folgt hier ebenso unbewußt als consequent dem etymologischen Gegensatze, wonach in Traum und allen ähnlichen das au einen anderen Ursprung als in Haus hat und z. B. auch im

Englischen einen Gegensatz wie dream, house zeigt.[38] Die sogenannten Lautgesetze sind Lautgewohnheiten, welche sich ausbilden, festsetzen, wechseln, in verschiedenen Dialekten auseinandergehen, ohne jedes Zuthun des Bewußtseins.[39]

Soweit sich also die Sprache unserer Beobachtung erschließt, in Lauten und Begriffen, ist alles aus einem früheren Zustande hervorgegangen. Die Lautgestalt der Worte ist nicht immer so gewesen, wie sie ist; sie ist nach Lautgewohnheiten umgewandelt, und durch den Gebrauch festgehalten. Mit der Bedeutung der Wörter ist es ähnlich — bis auf die Wurzeln. Aber diese? Um diese hatte es sich ja eigentlich allein gehandelt. Wir müssen untersuchen, wie weit sich das bisher beobachtete Gesetz, Umwandlung der Begriffsfunction durch den Gebrauch, bis in das eigentliche Herz der Sprache hineinerstreckt.

Es ist oben von einer Wurzel da, binden, die Rede gewesen. Sie kommt z. B. im griechischen *δεῖ* (woraus Diadem) vor, und ist vielleicht richtiger auf die Form dja zurückzuführen. Daneben existirt eine Wurzel dam, bändigen,

domare; und in der Bedeutung „bändigen" mit diesem zusammentreffend ferner im Sanskrit jam. Die Aehnlichkeit, welche zwischen diesen Wurzeln und ju, verbinden, schirren, zügeln, binden u. s. w. stattfindet, ist lautlich und begrifflich groß genug, um z. B. auch das dieser (oder einer sehr ähnlichen verlorenen) Wurzel entsprechende griechische *zônnymi*, gürten, mit *deô*, binden, zusammenzustellen. Es ist aber auch bekannt, daß neben ju fast gleichbedeutend juǵ, junǵ, das lateinische jungo, neben *zônnymi* auch *zeugnymi*, schirren, steht, woher schon in der indogermanischen Urzeit das Wort Joch gebildet war. Endlich gibt es unzweideutige Spuren, daß eine Wurzel von gleichem Begriff auch mit anlautendem g vorhanden war. Im Sanskrit steht neben dampatî, Ehegatten, das gleichbedeutende ǵampatî; neben jama, Zwilling, ǵâmi, Geschwister, und im Lateinischen gemini, Zwillinge. Jâmi heißt im Sanskrit sowohl Schwester als Schwiegertochter; das letztere heißt auch ǵâmâ; Schwiegersohn heißt ǵâmâtṛi und jâmâtṛi. Man sieht, daß auch *gambros*, gener, Schwiegersohn, ferner

jâtṛi, slavisch jentry, *einateres*, janitrices,[40] Frauen, die Brüder zu Männern haben, also Schwiegertöchter von deren Eltern sind, und *gamos*, Ehe, ebensowohl als *damar*, Gattin, hierher gehören. Es kann hier nicht meine Absicht sein, die gewaltige Menge von Formen und Begriffen, die unter die hier zusammengestellten Wurzeln fallen, aufzuführen; auch will ich nicht versuchen, die ursprüngliche Gestalt derselben und den Lauf ihrer Verwandlungen festzustellen.[41] Es genügt für den gegenwärtigen Zweck, daran zu erinnern, daß damas, das Haus, und jamas, der Zwilling, nebst *gamos*, Ehe, in der Form der Wortbildung sich nicht unterscheiden; die Trennung der Bedeutung beruht allein auf der verschiedenen Form der Wurzeln. Alle drei Benennungen gehen von dem Begriff verbinden aus: Haus ist der verbundene Bau, Zwillinge das verbundene Paar, Ehe die Verbindung. Es setzt sich also dasselbe Spiel der Bedeutungsscheidung durch die Form innerhalb der Wurzeln ebenso, wie innerhalb der Ableitungen fort. Wie wir einen Bund von einem Band durch die Wortbildung

unterscheiden, einen an sich gleichgültigen Lautgegensatz zu Begriffsverschiedenheit verwendend, so gebraucht schon das älteste Sanskrit abweichende, aber verwandte und anfangs gleichbeutige Wurzeln mit ganz ähnlichem Erfolge. Und wenn Zaum, wie ich nicht zweifle, von der Bedeutung Band oder Riemen ausgehend, zu einer der hier behandelten Wurzeln gehört (ebenso wie zahm, ziemen, und Zunft nebst *dêmos*[42]), so läßt sich wohl behaupten, daß Zaum und Joch, so verschieden sie auch im Laute, sowie nach den Umständen, Zeiten und Orten der Festsetzung ihrer Form und ihres Begriffes sein mögen, doch an sich durchaus verwandte Wörter sind. Ueberhaupt aber ist es, was die Vertheilung der Begriffe betrifft, für den ganzen Complex der innerhalb des geschilderten Wurzelkreises fallenden Wörter unverkennbar, daß es, abstract genommen, auch anders hätte kommen, und z. B. ebensowohl jama das Joch, und juga Haus hätte bedeuten können.

Man wird vielleicht zunächst annehmen, daß die Gleichgültigkeit für die Bedeutung, die Freiheit in der Wahl der einen oder andern Wurzel

zur Bezeichnung eines bestimmten Begriffes, aus der nahen Verwandtschaft dieser Wurzelformen herrühren, die sie als bloße Variationen einer einzigen erscheinen läßt. Aber ich habe schon in meinem größeren Werke an einem anderen Beispiele gezeigt, daß die Wurzeln durch den ganzen Lautvorrath der Sprache hindurch schwanken und variiren können, wo denn diese Scheidung zwischen Variationen und wesentlichen Unterschieden unmöglich wird. Das Ergebniß wird indessen ganz dasselbe sein, wenn wir hier nur einige Wurzeln ins Auge fassen, welche für den Begriff „binden" in den Sprachen des indogermanischen Stammes wirklich im Gebrauche sind. Zunächst findet sich das dem deutschen binden entsprechende bandh schon im Sanskrit als regelmäßige Vertretung desselben Begriffes, und als Ableitung davon bandhu, Verwandter, Gatte, Bruder; im Griechischen ist unter andern *pentheros*, Schwiegervater, schon von Pott dazu geordnet worden; im Lateinischen gehört foedus, Bund, und fides in seinen beiden Bedeutungen: Saite und Treue, nebst filum, Faden, fibra, Faser, fibula, Heftel

(wo d ausgefallen ist), hierher.[43] Je weniger nun zwischen den Wurzeln *penth* und *gam* eine lautliche Vermittlung herzustellen ist, um so einleuchtender wird es, daß zur Benennung von Schwiegervater und Schwiegersohn in *pentheros* und *gambros* zwei ganz verschiedene, aber im Grundbegriff übereinstimmende Wurzeln gewählt und sogar mit gleicher Ableitungsform versehen worden sind, so daß hier Lautverschiedenheit der Wurzel dieselbe Rolle spielt, die wir so eben an der Lautvariation beobachtet, und die sonst auch bei gleicher Wurzel die bloße Verschiedenheit der Ableitungsmittel durchzuführen pflegt.

Bezweifelt man hier, daß es auch anders hätte kommen können, daß *pentheros* etwa den Schwiegersohn hätte bezeichnen können? Es ist sogar hier wirklich auch anders gekommen; denn *pentheros* wurde von Sophokles auch für den Schwiegersohn gebraucht[44], während Euripides umgekehrt *gambros* auch für Schwiegervater brauchte.[45] In unserem Schwager, Schwäher, Schwieger und den zahlreichen indogermanischen Formen, im lateinischen socius, Genosse, ferner in Schwester

ist eine weitere ganz unähnliche Wurzel des Verbindens angewendet; wieder eine andere findet sich in Tochter. Sippe schließt sich an das griechische *haptô* an[46]; *kasis*, Bruder, Schwester, erklärt sich, wie ich glaube, aus dem lateinischen catena, Kette[47]; und vielleicht heißt der Name des sterblichen Zwillingsgottes Kastor, des Jama der Griechen, eben nichts als dieser indische Name selbst, nämlich Zwillingsbruder, wobei die Endung die der Verwandtschaftsnamen wäre, wie z. B. auch in *phratôr*, *eupatôr*. An nepos, Enkel, Neffe, reihen sich eine Menge von Verwandtschaftsnamen, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß hier eine Nebenform der im Lateinischen für „binden" gebräuchlichen Wurzel von nectere zum Grunde liegt. Im Sanskrit finden wir napât, naptṛi, Sohn oder Enkel, im Altnordischen nefi und nidhr, Sohn, Verwandter; im Gothischen nithjis, Verwandter, griechisch *anepsios*, Vetter[48]; daneben noch besondere Feminina wie neptis, Enkelin, Nichte, altnordisch nift, Schwester, Braut, althochdeutsch nift, Enkelin, Nichte, Stieftochter; endlich Nichte, welches, eigentlich niederländisch, außer Enkelin

und Bruders- oder Schwesterstochter auch Tante bedeutet.[49] Auch aus einer andern, der erwähnten sehr nahestehenden Wurzel des Verbindens, nabh, entspringen Wörter der Verwandtschaft, namentlich das lateinische nubo, verheirathet werden,[50] und das griechische *nymphê*, Braut, Neuvermählte, junges Weib, Mädchen. — Braut, welches auch, wie das französische bru, Schwiegertochter bedeutete, hat einen ähnlichen Ursprung[51]; daher der Zusammenhang des Wortes mit Bruder.[52] Vereinigung der Begriffe Braut und Schwiegertochter, Bräutigam und Schwiegersohn findet sich auch im Hebräischen, und hier sind Schwiegersohn und Schwiegertochter deutlich die älteren Begriffe. Das Verhältniß von Braut und Bräutigam ist für die alte Zeit ein bloß momentanes: sie sind die eben Vermähltwerdenden, ein Begriff, der in „Brautkleid", d. i. Hochzeitskleid, noch vorhanden ist. Die hebräischen Wörter deuten nicht die Beziehung zwischen den Neuzuvermählenden an; vielmehr werden Bräutigam, Schwiegersohn und Schwiegervater mit den verwandten und correlativen Wörtern chatan, choten[53] bezeichnet: so als ob Dieser als der in

das Band der Familie Aufnehmende, Jener als der Aufgenommene benannt werden sollte. In dem Hohenliede ist der Begriff Braut noch nicht soweit entwickelt, daß der Ausdruck „meine Braut" möglich wäre: er wird umschrieben durch „meine Schwester Braut"[54]; denn kallati würde „meine Schwiegertochter" bedeuten. Diese Sonderbarkeit hängt ohne Zweifel mit dem Zustande der Familie in der Urzeit zusammen. Für das Verhältniß von Mann und Weib bestanden Worte mit den Begriffen Gatte und Gattin; ein die Ehe vorbereitendes Band war nur zwischen den Familien geknüpft. Mancherlei Anzeichen deuten darauf, daß bei den Griechen das Verhältniß kein anderes war, und so wird denn von dem besprochenen *gambros* außer Schwiegersohn, Schwiegervater und Schwager auch die Bedeutung Bräutigam überliefert.[55]

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß es außer den angeführten noch viele andere Wurzeln von der Bedeutung des Verbindens in den indogermanischen Sprachen gibt, wie denn z. B. im Lateinischen ligare, in den slavischen Sprachen vjazitj, im Litthauischen und Altpreußischen riszti, per-

reist (womit Pott[56] das lateinische restis, Strick, verglichen hat,) die gebräuchlichen Zeitwörter für den Begriff sind. Auch ist es wohl selbstverständlich, daß in den angeführten Wurzeln noch eine Menge anderer Bedeutungen enthalten sind, z. B. in der Wurzel sva entwickelt sich der Begriff eigen und die Fürwörter sich, sein; neben Sippe das Zahlwort sieben u. s. w. Jus, Eid, Recht, hat Benfey gewiß richtig aus ju, verbinden, erklärt, und im Hebräischen scheint das Zahlwort sieben mit dem Begriffe des Eides zu Einer Wurzel zu gehören.[57] Man kann also sehr wohl fragen, ob jus nicht ebensogut die Bedeutung der Verwandtschaft, oder Sippe die des Eides hätte ausprägen können? wie denn wirklich beide Begriffe in zwei Wörtern, welche Benfey ebenfalls von einer der mit ja anlautenden Wurzeln ableitet, nämlich Eid und Eidam, einander äußerst nahe stehen. Die Bedeutungen Gesetz, Bund, Ehe vereinigt dies letztere deutsche Wort — althochdeutsch êwa — das vielleicht wieder mit jus eines Stammes ist.

Auf Grund dieses Thatbestandes habe ich also behaupten zu müssen geglaubt, daß das auf der

Oberfläche der Sprache beobachtete Gesetz, welches einem jeden Laute einen bestimmten Begriff und umgekehrt entsprechen läßt, in größeren Tiefen verschwindet, indem ganz im Gegentheil jeder Laut jeden Begriff bezeichnen, jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann; und ferner, daß die Sonderbedeutung, die ein Laut im Laufe der Zeit schließlich erlangt hat, immer ein Resultat des bloßen Zufalls, oder mit andern Worten: der Entwickelung ist.

III.

Die Wurzellaute vereinigen sämmtlich eine große Menge von Begriffen auf sich, und erscheinen dabei zugleich in mehreren, so sehr als nur möglich verschiedenen Lautformen mit wesentlich gleichen Grundbegriffen. Innerhalb derselben ist die Frage nach der Vertheilung der Einzelbedeutungen durch Natur oder Uebereinkunft verschwunden; das Princip der Vertheilung ist: Sprachgebrauch, unbewußte Gewöhnung, Zufall. Aber wie verhält es sich mit dem Anfangszustand selbst, vor dieser Vertheilung? warum wurde eine solche Masse von Begriffen unter einen einzigen Laut zusammengefaßt, und noch dazu mehreremale in ähnlicher Weise? — Es lassen sich in dieser Hinsicht mehrere Erklärungen denken. Man kann sich vorstellen — und dies ist die ziemlich allgemein ver-

breitete, und auf den ersten Blick auch wahrscheinlichste Meinung — daß anfangs eine Anzahl von Wurzelbegriffen, z. B. verbinden, jeder einen bestimmten Wurzellaut für sich gehabt habe; ein anderer hätte z. B. nur tönen, ein dritter nur zerreißen u. s. w. bedeutet. Mit einem solchen Wurzellaute nun hätten die Menschen z. B. außer dem Begriff verbinden selbst, auch ein Band, ein Joch, eine Bundesgenossenschaft, einen Eid, ein Recht, einen Verwandten, einen Bruder bezeichnet. Der Mensch erkannte in allen diesen Dingen etwas Aehnliches, erkannte, daß es etwas Verbindendes ist, und nannte es, um mit Max Müller zu reden, vermittelst der seiner Vernunft dafür zu Gebote stehenden phonetischen Typen. Das Bild, das sich für das Wesen des Menschen aus diesen Voraussetzungen ergibt, entwirft derselbe Schriftsteller mit folgenden Worten: „Der Mensch würde weder einem Baume, noch einem Thiere oder Flusse oder irgend einem andern Gegenstande, für welchen er sich interessirte, einen Namen geben können, ohne zuerst eine allgemeine Qualität zu entdecken, welche ihm zu der Zeit

seiner Beobachtung als das auffälligste Merkmal des zu benennenden Gegenstandes erschien. Auf der tiefsten Stufe der Sprache würde schon eine Nachahmung des Wieherns eines Pferdes hingereicht haben, um das Pferd zu benennen... Dies ist nicht der Weg, auf dem sich die Wörter unserer Sprache gebildet haben. Es ist keine Spur des Wieherns in den arischen Namen für das Pferd zu entdecken." [58] — „Alles Benennen ist Classification, Einordnen des Individuellen unter das Generelle, und Alles, was wir empirisch oder wissenschaftlich kennen, kennen wir nur vermöge unserer allgemeinen Ideen. Die andern Thiere besitzen auch Empfindung, Perception, Gedächtniß und in gewissem Sinne sogar Verstand; aber alle diese Vermögen stehen bei dem Thiere nur mit einzelnen Gegenständen in Beziehung. Der Mensch hat Empfindung, Perception, Gedächtniß, Verstand und Vernunft, und nur die Vernunft steht mit allgemeinen Ideen in Beziehung. Durch die Vernunft stehen wir nicht allein eine Stufe höher als die Thierwelt, wir gehören durch sie einer ganz andern Welt an." — „Die Sprache ist unser

Rubicon, und kein Thier wird wagen, ihn zu überschreiten. Dies ist unsere thatsächliche Antwort, die wir denen ertheilen, welche von Entwickelung reden, welche wenigstens die Uranfänge aller menschlichen Fähigkeiten im Affen zu entdecken glauben." [59]

Es tritt nun aber freilich bei einer solchen Annahme das Mißliche ein, daß Wurzeln dieser Art, welche nur das Allgemeine bezeichneten, worunter eine solche Menge von Einzelheiten fiel, unmöglich verstanden werden konnten. Was ist für ein Verständniß von einer Sprache zu hoffen, welche nur aus solchen Wurzeln wie binden und tönen besteht? Kann man damit einen Satz zusammensetzen wie: „der Bruder spricht?" Oder kann man mit einer Wurzel, die binden bedeutet, von dem Eide eines Verbündeten sprechen? Pott macht, gelegentlich der mannigfaltigen Anwendung der nach allen Richtungen hin von ihm durchforschten indogermanischen Präpositionen, einmal die Bemerkung, daß Vieldeutigkeit überhaupt in der menschlichen Rede gar nicht möglich sei, ohne das Verständniß geradezu aufzuheben. Er glaubt daher den Grundsatz unumstößlich festhalten

und auch praktisch in Anwendung bringen zu müssen: „die Wörter an sich sind gar nicht vieldeutig, sie haben wahrhaft nur einen Sinn, nicht zwei, nicht drei oder mehr.“ Der Schein der Mehrdeutigkeit entspringt nach Pott aus der Verschiedenheit der Anwendung, wobei immer „die Verschiedenheit (die Beziehung auf ein Verschiedenes) außerhalb des jedesmal fraglichen Wortes fällt, nicht in dasselbe.“[60]

„Ich läugne freilich,“ fährt er fort, „nicht die Vielheit der Anwendungen eines Wortes: im Gegentheil, ich möchte eher sagen, jedes Wort wird in jedem neuen Zusammenhange, wechselseitig diesem ein besonderes Licht verleihend und von dort empfangend, auch gewissermaßen stets ein Anderes, mindestens anders gefärbt. Umgekehrt aber, wie sollte in die an sich so flüssigen Sprachen begrifflicher Seits nur irgend Festigkeit kommen, herrschte nicht in dem oft äußerst mannigfachen Bunterlei der Anwendungen, welche ein Wort entweder nach dem üblichen Sprach-Usus noch wirklich erleidet oder einst erlitt, vielleicht gar nachgiebiger Weise inskünftige sich gefallen

lassen muß, herrschte nicht in dieser Vielheit, welche stets auseinanderzufahren droht, gleich dem Kerne des Kometen inmitten des ihn umfließenden Nebeldunstes, eine sie zusammenbindende einheitliche Macht, von, sich nun, seit ihrem Ursprunge, ewig gleichbleibender Unveränderlichkeit?"

Was kann nun aber in die alleinstehenden Wurzeln, vor aller Flexion, und zwar in lauter solche Wurzeln von den umfassendsten Begriffsgebieten, die Verschiedenheit der Anwendung für eine Aufklärung tragen? „Die Schwester dem Gatten freien" ist ein für uns leicht verständlicher Ausdruck, weil wir in „gatten", in „freien" und der alten Wurzel sv drei verschiedene Ausdrücke des Verbindens haben, die der Sprachgebrauch differenziirt hat.[61] Aber in einem Sprachzustande vor jedem, von Pott, wie es scheint, etwas verächtlich angesehenen „Sprach-Usus," gibt es gar keine Möglichkeit der Unterscheidung, gar keine Verschiedenheit der Anwendung. Und wenn gar die den Begriff verbinden ausdrückende Wurzel nur eine einzige ist, so gibt es auch nichts zu differenziiren, und der Gebrauch findet keinen

Stoff zur Entwickelung von Sonderbedeutungen. Die Entwickelung der Sprache wird somit unmöglich; und nicht genug, daß ein solcher Urzustand kein Mittel des Verständnisses enthält, er enthält nicht einmal den Keim, jemals zu einem solchen Mittel zu gelangen, und aus seiner Hülflosigkeit herauszukommen. Man sieht also, was es mit der vermeintlichen Gesundheit der ersten Sprachperiode für eine Bewandtniß hat, wo es weder Mehrdeutigkeit noch Mehrlautigkeit gegeben haben soll.

Wir müssen demnach diese Vorstellung von dem Urzustande der Wurzeln gänzlich aufgeben, und uns nach einer anderen umsehen. Wir kommen dabei über eine Alternative nicht hinaus: entweder wir müssen an den Anfang der Sprache soviel von einander ganz unabhängige Laute setzen, als Begriffe zu bezeichnen waren. Dann müssen wir freilich alles läugnen, was die historische Sprachwissenschaft uns gelehrt hat. Es gibt dann keine Wurzeln, sondern das Eisen, wie das Gold, die verschiedenen Thier- und Pflanzenarten, wo nicht gar Individuen, die moralischen Beziehungen,

die grammatischen Verhältnisse, alles hat von Anfang an seine Benennung für sich. Aber freilich kann alsdann auch von keiner Classification und Erkenntniß des Allgemeinen mehr die Rede sein; auch ist die Entstehung einer derartigen Sprache und ihres Verständnisses nicht wohl begreiflich; noch weniger, wie sie sich zu einer unserer historischen Sprachen, die auf Wurzeln ruhen, welche das Allgemeine bezeichnen, hätte entwickeln können.

Das einzige der Wirklichkeit entsprechende, mit dem Zwecke des Verständnisses vereinbare, zugleich auch Entwickelung zulassende Verhältniß ist Mehrlautigkeit und Mehrdeutigkeit der Wurzeln. Dies ist die noch übrige und allein noch denkbare Alternative. Nur hierdurch ist es in einer Sprachperiode vor aller Flexion möglich, z. B. alle einzelnen Dinge, die als irgend wie verbindend oder verbunden angeschaut werden sollen, zugleich zu unterscheiden und dennoch wieder unter den gemeinsamen Begriff zu vereinigen. Je mehr solcher gleichdeutigen Wurzeln es gibt, um so glücklicher für die Zwecke der Bezeichnung.

Betrachten wir nun mehrere solcher Wurzeln,

wie wir sie in der Wirklichkeit vorgefunden haben: die eine bedeutet verbinden und Joch, die andere verbinden und Bruder, die dritte verbinden und Recht. Wie ist dies Zusammensein der vereinzelten Bedeutung mit der allgemeinen zu erklären? Ganz ohne Zweifel nur so, wie der Verlauf aller sprachlichen Entwickelung es uns gezeigt hat: die vereinzelte Bedeutung hat sich durch den Gebrauch festgesetzt, wie schon allein durch die verschiedene Festsetzung in verschiedenen der verwandten Sprachen bewiesen wird. Dann ist aber wieder nur zweierlei möglich: entweder die sämmtlichen Specialbedeutungen waren anfangs in allen gleichbeutigen Wurzeln vorhanden, und sind nur in der einen zu einem Theile, in der andern zu einem andern Theile ausgestorben; oder die Specialbedeutungen sind erst hinzugekommen, die allgemeine ist die ursprünglich allein vorhandene. Beide Fälle sind in ihrem Resultate ganz gleich. Der Mensch hatte in beiden Fällen kein Mittel der Bezeichnung des Speciellen. Scheinbar ist dieses Resultat auch dem der ersten unserer Voraussetzungen gleich; der Vortheil mehr-

facher gleichbedeutiger Wurzeln ist wieder verschwunden, und wir sind wieder eben da, als da wir eine Reihe von Wurzeln annahmen, jede von der andern geschieden, jede einen bestimmten und besonderen Begriff bezeichnend. Nur ist dies Verhältniß das allein mit der historischen Gestalt der Sprache vereinbare, und macht überdies eine Entwickelung, und zwar eine sehr erklärliche, zu dem gegenwärtigen Zustande der Sprache möglich.

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Die Wurzeln sind nicht nur vieldeutig in dem Sinne, daß alles, was sich aus einer Wurzel entwickelt, in ihr ungeschieden vorhanden ist; sie haben selbst, wie uns oben die Wurzel da gezeigt hat, welche außer verbinden auch z. B. zertheilen (griechisch *daiô)* heißt, oft ganz heterogene, ja entgegengesetzte Bedeutungen zu gleicher Zeit. Das ist Zufall, werden ohne Zweifel hier gerade Diejenigen sagen, die jeder Sprachform gern ihre feste, ursprünglich scharf von einer andern gesonderte Bedeutung zuschreiben, und daher Entstehung der Bedeutungsverschiedenheit aus Zufall so wenig

als möglich anerkennen. Gleichwohl ist es ganz allgemein so, und muß auch wohl so sein: denn wenn eine Bedeutung unter allen Formen vorkommen soll, so muß auch jede Form alle Bedeutungen haben, und dies ist wirklich oder doch nahezu der Fall. Aber allerdings waltet auch hier wieder der Zufall. Die Wurzeln selbst haben ihre bestimmten Bedeutungen in Folge desselben Princips erhalten, wie später innerhalb ihrer die abgeleiteten Wörter.

Schon hier sehen wir nun aber die Sprache völlig unbrauchbar, ganz unfähig etwas Verständliches auszudrücken. Welches ist der Anfang dieses Processes? Unsere Wurzeln sind die Urwurzeln nicht; wir haben vielleicht von keiner einzigen die erste, ursprüngliche Lautform mehr vor uns, ebensowenig wohl die Urbedeutung. Die Feststellung historisch gegebener Wurzelbedeutungen geht in eine so frühe Zeit zurück, daß die Quelle der Sprachvergleichung begreiflicherweise hier sehr spärlich, wenn überhaupt, fließen kann. Aber wir können doch wenigstens so viel einsehen, daß die Urwurzeln nichts Klareres, Bestimmteres, Ver-

einzelteres bedeutet haben können, als die historischen Wurzeln. Die Entwickelung der Sprache wäre sonst aus ihnen ebensowenig möglich gewesen, als die der Sonderbegriffe aus Wurzeln, die nichts Allgemeines bezeichneten. Und hier ist nun der Punkt, wo das Problem der Sprache das Problem der Vernunft zu werden beginnt.

Das Vorhandensein allgemeiner Begriffe in dem menschlichen Denken bildet von jeher eine wichtige Grundfrage in der Philosophie. Der Gegensatz zwischen Empfinden und Denken wurde schon den ältesten griechischen Philosophenschulen Veranlassung zu Forschung, Zweifel und Kampf, und der Zusammenhang dieses Gegensatzes mit dem des Einzelnen und Allgemeinen wurde früh und lebhaft erfaßt. Diese Frage war jedoch im Alterthum keine eigentlich logische, noch weniger eine psychologische, sondern das, was wir metaphysisch nennen würden. Es handelte sich nämlich darum, welche von den Erscheinungen der Welt die wahre sei, ob die Dinge so wären, wie sie sich den Sinnen, oder so, wie sie sich dem Verstande darstellen. Die Sinne nehmen nur Individuelles

wahr, der Verstand Allgemeines. Welche von diesen Auffassungen gibt uns eine richtige Erkenntniß von dem Wesen der Dinge? Ist die Sinneswahrnehmung die einzig gewisse, oder täuschen uns die Sinne und werden von dem Verstande berichtigt? Mit den Sinnen nehmen wir nur einen einzelnen bestimmten Menschen wahr, einen Ferdinand, einen Alexander, keinen Menschen als solchen; kein Thier, keinen Vogel, ja nicht einmal eine Taube als solche, sondern immer nur eine individuelle Taube von einer bestimmten Größe, Farbe, Gestalt. Dennoch enthält der allgemeine Begriff immer das Wesentlichere des Dinges; daß eine Taube schwarz oder blau ist, ist eine unbedeutende Modification gegenüber dem Typus der Natur, durch den sie Taube ist. Eine solche Schlußfolgerung war es, die zu der Ideenlehre Plato's führte. Plato nahm an, die in den Gattungen und Classen der Natur zum Vorschein kommenden Typen der Dinge würden durch die Begriffe erkannt. Diese wesentlichen Gestalten der Dinge sind der Natur ebensosehr anerschaffen, als dem menschlichen Verstande angeboren. Zur Er-

klärung des Problems, wie der Verstand mitten unter aller Verschiedenheit der Individuen diese wesentlichen Gestalten herauserkenne, nahm er die Lehre von der Seelenwanderung zu Hülfe. Die individuellen Verschiedenheiten sind ihm Abweichungen, Ausartungen von dem Urtypus: die Urtypen waren dereinst — und sind außer den Einzelwesen ewig — rein und ohne Entartung vorhanden; die Seele lebte vor ihrem irdischen Aufenthalte mit ihnen vereint. Eine dunkle Erinnerung aus jener Zeit ist in ihr noch vorhanden, und wird durch Lernen und Nachdenken geweckt. Daß diese Erinnerung getrübt ist, daß die sinnliche Wahrnehmung den Verstand in der Erkenntniß des Allgemeinen hemmt, daran ist der Körper, der Stoff — die eigentliche Ursache der Entartung — Schuld.

Auch Aristoteles war weit davon entfernt, die Wesentlichkeit des Allgemeinen in der Natur zu läugnen. Nur über die Art, wie die Erkenntniß desselben in uns zu Stande kommt, weicht er von Plato ab. Er schreibt dem Menschen ein besonderes, dem Thiere mangelndes

Gedächtniß für die wesentlichen Eigenschaften zu. Das ganze Mittelalter beschäftigte die Frage über die Sonderexistenz von Objecten der allgemeinen Begriffe, die die Realisten behaupteten, die Nominalisten verneinten. Es ist von Interesse, daß nicht nur die arabischen Philosophen, in Abhängigkeit von den Griechen, die Frage über den Nominalismus erwogen, zu dem sie sich fast allgemein und unbedingt neigten, sondern daß derselbe auch zu den Unterscheidungslehren der Buddhisten gehört, indem diese nur den Individuen Existenz zugestehen.[62] Die nominalistischen Schulen betrachteten die Gattungsbegriffe als bloße Nomina; und diese Anschauung ging in die Neuzeit über, welche von der Voraussetzung aus, nur das Individuum habe Wirklichkeit, besonders seit Locke alles Allgemeine als bloße begriffliche Abstraction faßte, und sich nur noch die psychologische Frage nach der Art des Zustandekommens dieser Abstraction vorlegte. Schon Locke bemerkte, daß nur solche allgemeine Abstractionen in der Sprache Benennungen finden, nicht aber Individuen, eine Erscheinung, die er aus praktischen Gründen her=

leitete, da ohne dies die Sprache unendlich und ganz unbrauchbar sein würde. So fing denn die Untersuchung sich wieder auf die Sprache zu beschränken an, von der sie in der That auch allein ausgegangen war. Plato hatte ausdrücklich gesagt, daß jede Vielheit eine Idee, ein Urbild habe, die mit einem gemeinsamen *onoma*, Einem Namen oder Nomen bezeichnet werde. Er führt dies auch ganz consequent durch, denn selbst die Geräthe des Menschen haben solche Urbilder: es gibt nach Plato auch von sämmtlichen Stühlen und Tischen ein Urbild, einen einzigen Stuhl und Tisch, den die Gottheit selbst geschaffen hat, und in dessen Nachbildung menschliche Künstler die irdischen Stühle und Tische verfertigen. [63]

Wenn man diese vielberühmte „Ideenlehre" Plato's zunächst seltsam und phantastisch finden und den an sie geknüpften Kampf des Realismus und Nominalismus für eine Ausgeburt scholastischer Spitzfindigkeit zu halten geneigt sein sollte, so muß man bedenken, daß das Problem des Allgemeinen auch noch der neuesten Philosophie sich immer wieder darbietet, wie es denn auch

uns in aller Schärfe entgegengetreten ist, und nur mit der Entscheidung über das Wesen und den Ursprung der Vernunft selbst seine Aufklärung finden und ein für allemal zur Ruhe gelangen kann. Kant sagt in der „Kritik der reinen Vernunft“ über diesen Gegenstand: „Der Begriff vom Hunde bedeutet eine Regel, nach welcher meine Einbildungskraft die Gestalt eines vierfüßigen Thieres allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine einzige besondere Gestalt, die mir die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliche Bild, was ich in concreto darstellen kann, eingeschränkt zu sein. Dieser Schematismus unseres Verstandes, in Ansehung der Erscheinungen und ihrer bloßen Form, ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen, und sie unverdeckt vor Augen legen werden.“ [64]

Bei der so viele Jahrhunderte beschäftigenden Untersuchung über die Realität des Allgemeinen hat man nicht genug beachtet, daß dasselbe eigentlich nicht das Einzelne, sondern das Besondere zum Gegensatze hat. Nur das Einzelne ist

wirklich: jedes Einzelne aber vereinigt Besonderes und Allgemeines in sich. Das Allgemeine ist nichts, als das mehreren Einzelnen Gemeinsame; das Besondere ist das, was die Einzelnen unterscheidet. Woraus erklärt sich nun das Allgemeine in der Natur? Aus gemeinsamem Ursprung, d. h. aus einer entweder gleichen, oder sogar einzigen und identischen Ursache. Und woraus erklärt sich das Besondere? Aus Differenziirung, d. h. aus dem Hinzutritt neuer, jedesmal verschiedener Ursachen zu der ersten gemeinsamen.

Nachdem wir so die objective Frage, die Frage nach dem Allgemeinen in der Natur, abgetrennt, bleibt die nach dem Vorhandensein der allgemeinen Vorstellungen in der Vernunft, oder die Fähigkeit, das in der Natur vorhandene Allgemeine aufzufassen, zurück. Wir haben in dieser Hinsicht einen ganz andern Standpunkt, als Plato, oder selbst Locke; denn wir müssen die Begriffe der Thätigkeiten und Zustände mit in die Frage aufnehmen, ja an die Spitze stellen. Die Sprache enthält in ihren primitivsten Bildungen gerade das Allgemeinste; Allgemeinbegriffe von verschie-

dener Abstufung finden sich im Laufe ihrer Entwickelung ein: das eigentlich Individuelle nur spät und selten. Die Annahme einer Abstraction, eines Vermögens der Wahrnehmung gemeinsamer Eigenschaften genügt zur Erklärung dieser Thatsache um so weniger, als es widersinnig wäre, die höchsten Abstractionen an den Anfang der Sprachschöpfung zu stellen, mit keinem andern Erfolge, als daß, wie wir gesehen haben, jedes Verständniß aufgehoben wird. Auch würde es nicht hinreichend sein, etwa ein Anschaulich-allgemeines dem Abstracten entgegenzustellen; denn diese frühesten Subsumtionen der Sprache gehen weit über alles, was man anschaulich nennen könnte, hinaus. Man ist darauf verfallen, bei der Schöpfung der Sprache Geisteskräfte thätig anzunehmen, welche mit der Phantasie und besonders dem Witze verwandt, wo nicht identisch sein sollten, als welcher letztere nämlich nach Locke die verbindende Thätigkeit unseres Verstandes ist, im Gegensatze zum Scharfsinn oder der unterscheidenden.[65] So mögen denn also die Ahnen des menschlichen Geschlechtes witzig gewesen sein, und etwa

darum die Ehe ein Joch genannt haben?[66] Das Ungeheure des Problems würde noch nicht einmal begriffen erscheinen müssen, wenn an eine solche Lösung im Ernste gedacht werden könnte.

Zudem gibt es Begriffe, und zwar uralte und in jeder Menschensprache vorhandene, zu deren Erklärung alle solche Hülfsmittel in gar keiner denkbaren Beziehung stehen. Wodurch entsteht z. B. ein Begriff wie roth? Zu sehen, daß Blut roth ist, und Milch weiß, mag leicht sein. Aber die Röthe des Blutes von dem Gesammteindrucke zu abstrahiren, an einer rothen Beere wieder denselben Begriff aufzufinden, die rothe Beere bei aller ihrer sonstigen Verschiedenheit mit dem rothen Blute, die weiße Milch mit dem weißen Schnee in dieser einen Beziehung zusammenzufassen, — das ist etwas ganz Anderes, das thut kein Thier: denn dies eben ist denken. Und doch, würde, wenn wir irgend eine der uns bekannten Geistesfähigkeiten zur Abstrahirung eines solchen Eigenschaftsbegriffes aufbieten wollten, eine andere dazu geeignet sein, als Scharfsinn? der bewunderungswertheste, unbegreiflichste Scharfsinn?

Es ist immer etwas höchst Bedenkliches, das Bestehende ohne Kenntniß seiner Vergangenheit erklären zu wollen. Die Bildung der allgemeinen Begriffe in der Sprache läßt sich nicht unter ein gemeingültiges Schema bringen; sie muß in jedem einzelnen Falle historisch verfolgt werden, wo es sich denn zeigt, daß sie auf äußerst verschiedenen Wegen zu Stande gekommen ist. Es würde ebenso falsch sein, einen regelmäßigen Gang von der höheren Ordnung auf die niedrigere, als umgekehrt anzunehmen. Dagegen scheint es für das Denken unbedingt zu genügen, daß in der Sprache auf irgend eine Weise Gattungsbegriffe entstanden seien; es braucht alsdann die Herstellung derselben für die Vernunft nicht noch einmal, etwa durch Abstraction, vorgenommen zu werden. Wenn das Wort Thier zu dem Umfange gelangt ist, den es jetzt hat, so ist der gemeinsame Name Mittel genug zur Zusammenfassung aller zur Classe gehörigen Wesen. Zur Idee ist es auch uns genug, daß ein *onoma*, ein gemeinsamer Name vorhanden sei.

Es gibt eine Reihe von Gattungsnamen, bei denen ein sehr einfaches Princip genügt, um ihre

Entstehung, ohne jede Hülfe einer verständigen Fähigkeit, so zu erklären, wie sie sind: es ist die Verwechselung. Kann man glauben, daß z. B. bei Benennung der Fliege eine Abstraction nothwendig gewesen sei, um nicht die individuelle, sondern die allgemeine Fliege zum Gegenstand zu wählen? Man muß sich nur auch hier vergegenwärtigen, daß das Einzelne ebensowohl das Allgemeine als das Besondere in sich enthält, und es wird sich von selbst ergeben, daß gerade weil immer etwas Einzelnes das erste Object der Namengebung gewesen sein muß, ebendarum das Besondere bei derselben gar nicht in Betracht kommen konnte. Die Benennung des Rindes konnte unmöglich aus einer langen Vergleichung verschiedenartiger Wesen mit dem Ergebniß der erkannten Aehnlichkeit hervorgehen; sie mußte ebensogut erfolgen können, wenn es nur ein einziges Rind gab; wie denn Sonne und Mond nicht bis zur Entdeckung mehrerer Sonnen und Monde warten mußten, um benannt zu werden. Nur wenn das Wort das Resultat langjähriger, wohlerwogener Prüfung und Wahl des zweckmäßigsten Verständigungsmittels wäre,

könnte die Vergleichung einer großen Menge von Einzelwesen der Entstehung des Gattungsnamens zum Grunde liegen, nicht aber, wenn es auf die Wahrnehmung als ihr unmittelbarer und auch nur einigermaßen instinctiver Ausdruck folgt.

Man wird bei aufmerksamerer Betrachtung finden, daß die Verwechselung weiter greift, als man zunächst glauben sollte, daß namentlich auf unentwickelten Verstandesstufen überraschende Verwechselungen möglich sind. Das Kind in dem Zeitpunkte, wo es eben sprechen lernt, wo also der innere, ihm anentwickelte Sprachtrieb mit der Einwirkung seiner Umgebung zusammentrifft, die diesem Triebe die Richtung auf die vorhandene Sprache zu geben bestimmt ist, nennt zunächst, sobald es seinen Vater Papa rufen gelernt, auch andere Männer so; wenn es sodann etwa in einem jüngeren Manne seinen Onkel kennen gelernt hat, so heißt ihm jeder jüngere Mann Onkel; später wohl auch Jedermann außer dem Vater, den es nun von Allen zu unterscheiden gelernt hat; kennt es außerdem etwa einen Knaben, der Otto heißt, so ist ihm sofort jeder Knabe ein Otto. Warum das?

Macht das Kind etwa, um jeden Mann, jeden Knaben bezeichnen zu können, alle Einzelbenennungen, die ihm zu Gebote stehen, zu Gattungsnamen? Gewiß nicht. Es verwechselt die andern Knaben wirklich mit seinem Otto; es ruft sie, und ist, wenn es die Verschiedenheit der Person überhaupt bemerkt, überrascht und enttäuscht. Wenn es diese Erfahrung öfters macht, dann erst wird Otto ihm eine Art Gattungsbegriff, den es nun überall verwendet, wo in früherer Zeit die Verwechselung bei ihm hätte eintreten können, jetzt aber, und zwar eben durch den Besitz des Namens, eine Zusammenfassung zu ähnlicher Erinnerung, eine Vergleichung möglich geworden ist. Auch später entwickelt sich die Kindervernunft noch zuweilen auf dieselbe Weise. Wenn ein Kind zum erstenmale Schnee sieht, und denselben nun Federn nennt, oder Zucker: ist es dann etwa witzig? „appercipirt“ es? Es verwechselt nur, und würde den Zucker wohl zu essen versuchen. Ja es kommt auch wohl vor, daß ein ihm geläufiges Kinderwort im Sinne einer höheren Verallgemeinerung verwendet wird, daß ihm z. B. ein Schmetterling ein Vögelchen,

Blutegel Fischchen heißen; was sinnreich genannt werden könnte, wenn es nicht umgekehrt Unfähigkeit wäre, die Unterschiede zu erkennen.

Dürfen wir auf die letztere Weise das Allgemeine in der Sprache überhaupt erklären? Sind die Menschen durch eine ähnliche unwillkürliche Erhebung einzelner, gleichsam als Eigennamen gegebener Benennungen zu Gattungsnamen in den Besitz der allgemeinen Begriffe gelangt? Eine solche Annahme wäre bei der ungeheuren Ausdehnung des Allgemeinen gegen die Anfänge der Sprache hin fast der einer Verwechselung von Allem mit Allem, einem gänzlichen Mangel an Unterscheidungsfähigkeit gleich, von dem nicht wohl abzusehen wäre, wie der Mensch jemals aus demselben hätte heraustreten können, da für die Sprachbereicherung von außen, wie sie dem Kinde geboten wird, in der Menschheit keine Analogie bestand.

In einzelnen Fällen ist die Entstehung von Gattungsbegriffen aus Mangel an Unterscheidung gleichwohl kaum zu bezweifeln. Der Begriff Baum ist nicht nach dem Bewußtsein der Artunterschiede gefaßt, sondern diese Unterschiede blieben unbemerkt.

Ja es ist sogar für den Begriff **Fisch** das Gleiche mit Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen. Die Indogermanen haben keinen gemeinsamen Artnamen für einen speciellen Fisch; die Semiten ebensowenig: die beiden Urvölker der Indogermanen und Semiten haben also die Fische noch nicht speciell, sondern nur im Allgemeinen „Fisch" genannt. Im Homer kommen solche specielle Namen ebenfalls nicht vor; von den Hebräern läßt es sich fast mit Bestimmtheit nachweisen, daß sie lange Zeit die Fische nicht speciell benennen konnten.[67] Dies ist Analogie genug, um anzunehmen, daß überhaupt das allgemeine Wort Fisch älter als die Sondernamen ist, wovon der Grund nicht leicht ein anderer sein kann, als weil die Besonderheiten nicht hinlänglich ins Auge fielen. Aber schon bei dem Begriffe **Thier** kann eine solche Erklärung nicht wohl mehr genügen, welche zuletzt auf eine Verwechselung der Mücke mit dem Elephanten hinaus zu kommen scheint; und außerdem bedarf nun, wenn der Geist naturgemäß verwechselte, umgekehrt die Entstehung der Sonderbegriffe einer Begründung.

Verfahren wir geschichtlich, so finden wir, daß das Wort Thier von einer engeren Bedeutung zu der umfassenden erst fortzuschreiten pflegt. Das griechische Wort *thêr* bedeutet so vorwiegend nur wildes Thier, daß *thêreia krea* zur Bezeichnung des Wildpretes im Gegensatze zu dem Fleisch zahmer Thiere gebraucht wurde. Das deutsche Thier, dessen Zusammenhang mit dem griechischen Wort, trotz der großen Lautähnlichkeit, noch nicht ausgemacht ist, zeigt auf älteren Stufen ebenfalls diese Begriffseinschränkung.[68] Bestia hat besonders in dem bestimmteren juristischen Sprachgebrauch ausschließlich die Bedeutung „wildes Thier."[69] Das Hebräische hat kein eigentliches Gesammtwort, sondern theilt den Begriff in wilde und zahme Thiere, wobei jedoch das Wort für „zahmes Thier" (behemah) ursprünglich ebenfalls Wild bedeutet zu haben scheint.[70] Im Sanskrit hingegen wird für den allgemeinen Begriff das unserem Vieh entsprechende Wort paçu verwendet, so daß man in dieser Sprache von „wildem Vieh" lesen kann[71]; und es findet sich sogar schon in einer der frühesten

Literaturperioden ein dem umfassenden Sinne von animalia insofern ähnlicher Gebrauch des Wortes, als es die Thiere mit Einschluß des Menschen bezeichnet [72], wie man dies gewiß nur einer weit fortgeschrittenen Abstraction hätte zutrauen sollen. In dem letzteren Falle ist also der Gesammtbegriff vom Besitze ausgegangen. Denn daß dies der Grundbegriff unseres Wortes Vieh ist, entspricht nicht nur dem historischen Gange dieses Wortes selbst, sondern auch *ktênos* ist von der Bedeutung „Besitz" bis zu „zahmes Thier" fortgeschritten; im Hebräischen hat miqneh, Vieh, dieselbe Grundbedeutung; Schatz, das im Gothischen (skatts) Münze, Geld bedeutet, hat im Altfriesischen (sket) die Bedeutung Vieh entwickelt; in den slavischen Sprachen ist skot ebenfalls Vieh, im Russischen steht jedoch die veraltete Bedeutung Geld und Schatz noch daneben, und im Litthauischen bedeutet skatikkas Groschen: das Wort scheint aus dem deutschen Sprachgebiete in das slavische gedrungen zu sein. Selbst noch im Englischen hat sich in ähnlichem Gange cattle, Vieh, aus Capital entwickelt. Von den ursprünglich das Wild bezeichnenden

Wörtern ist *thêr* wahrscheinlich als Jagdbeute aufzufassen, so daß *thêra*, Fang, Jagdbeute und Wild, nicht einfach von *thêr* abzuleiten, sondern nur auf einen gemeinsamen Grundbegriff damit zurückzuführen wäre. Auch das Sanskritwort mṛiga, wildes Thier, läßt eine ähnliche Ableitung zu, und gibt zugleich durch merkwürdige Vereinzelungen seines Begriffs zu weiteren Betrachtungen Anlaß. Es bedeutet nämlich ganz besonders ein Wild aus dem Hirschgeschlecht, eine Gazelle. Muß es nun nicht höchlich auffallen, daß auch Thier außer der allgemeinen noch eine das Hirschgeschlecht treffende Sonderbedeutung hat? Im Englischen ist deer das Rothwild; bei unsern Jägern heißt so nur das weibliche; in der Edda heißt der junge Hirsch dyrkalfr, „Thierkalb.“ [73] Man kann wohl annehmen, daß das Rothwild, als die willkommenste Jagdbeute, das gewöhnliche Wildpret, den allgemeinen Namen vorzugsweise, und vielleicht zuerst erhielt. Aber das erwähnte mṛiga hat noch eine andere interessante Seitenbahn eingeschlagen. Es bedeutet im Zend nur Vogel, wie noch heute das persische murg, und Roth hat dieselbe Bedeutung für einige

Vedastellen nachgewiesen.[74] Man sieht also, daß der Gesammtname für die große Classe der Vögel nicht nothwendig aus dem so naheliegenden „fliegen“ hergenommen sein muß, sondern daß sich derselbe auch durch Erweiterung aus einem ursprünglich die Beute des Jägers bedeutenden Worte entwickeln konnte.

Die Möglichkeit, ein Wort in weiterem und engerem Sinne zu gebrauchen, rührt zum Theil, wie die eben geschilderten Vorgänge beweisen, von der Entstehung des Namens aus einer Eigenthümlichkeit her, die bald vorzugsweise an einem kleineren, bald auch wieder an einem größeren Kreise von Gegenständen auffallen oder wichtig erscheinen konnte. Aber zu einem andern Theile reicht diese Erklärung offenbar nicht zu, indem der erweiterte Gebrauch mit der Entstehung des Wortes gar nicht harmonirt. Wie können z. B. die Perser jeden Vogel, ja sogar das zahme Geflügel und das Huhn insbesondere, murg nennen, während der Grundbegriff nur Wild, Jagdbeute ist? Offenbar wurde, nachdem der Gebrauch das Wort zuerst auf das gefiederte Wild beschränkt hatte, der

Gedanke an das Wild ganz außer Acht gelassen, und außer dem Fluge höchstens noch an die Brauchbarkeit des Vogels zur Speise gedacht. Aehnliches ist von dem „wilden Vieh“ der Inder zu sagen, und ähnlich verhalten wir uns selbst, wenn wir, mit gänzlicher Ignorirung des Wortursprungs, in naturgeschichtlichem Sinne vom Thierreich sprechen. Ein häufiges Wort für Vogel im Allgemeinen ist çakuna; es gehört zu einer merkwürdigen Reihe von Vogelartbenennungen, die von der Farbe hergenommen sind, und mit kapi, Affe, zusammenhängen[75]: in der allgemeinen Anwendung wird auf die Farbe keine Rücksicht genommen; so wenig wir uns scheuen von einem weißen Biber zu sprechen, obschon der Name Biber eigentlich ebenfalls „rothbraun“ bedeutet. Man kann dies einen Mißbrauch der Worte nennen, besonders da Etymologie ja wörtlich die „Richtigkeitslehre,“ und von den Griechen eigens dazu geschaffen worden ist, um die Worte nach ihrer ursprünglichen Grundbedeutung gebrauchen zu lehren. Aber wir müssen nur den Umfang dieser Erscheinung ins Auge fassen, um die ungeheuren Fol-

gerungen zu erkennen, die sich aus einem solchen Mißbrauche für die Menschheit ergeben.

Der allgemeine Ausdruck des hier besprochenen Gesetzes ist folgender. Die Bedeutungen der Wörter entwickeln sich in einer Reihe, deren letztes Glied sich mit dem ersten in keinem klaren Zusammenhange mehr befindet. Die vordern Glieder der Reihe sind vergessen, und erst hierdurch wird das letzte möglich. Ein Wort, das gut bedeutet hat, kann nicht schlecht, eines das schwarz bedeutet hat, nicht weiß bedeuten, wenn die früheren Bedeutungen nicht vergessen sind. Und ganz ebenso, wie ein Wort nur durch die geschichtliche Aufeinanderfolge verschiedener Gebrauchsweisen zu entgegengesetzten Bedeutungen übergehen kann, so ist auch eine gleiche Succession erforderlich, wo allgemeine Begriffe nach Merkmalen benannt werden sollen, die selbst nicht allgemein, sondern einem vielleicht nur kleinen Theile der zusammengefaßten Gegenstände eigen sind; oder gar wo eine Sonderbezeichnung ganz aus ihrer ursprünglichen Sphäre fortgerückt erscheint, wie es bei dem per-

fischen Worte für Huhn der Fall war. Wenn nun schon das letzte Glied der Reihe das gleichzeitige lebendige Vorhandensein wenigstens einer größeren Anzahl vorausgegangener ausschließt, so ist es um so weniger denkbar, daß mit dem ersten Gliede das, was zuletzt aus ihm werden würde, schon von selbst gegeben sei. Die Vieldeutigkeit eines Wortes ist nicht nothwendig als gleichzeitige Masse aufzufassen, sie ist zu großem Theile Succession.

Wendet man diesen Satz auf die Wurzeln an, und fragt, ob das in ihnen vorgefundene Allgemeine als Gesammtmasse oder als Succession zu betrachten sei, d. h. ob die Wurzeln von jeher auf alle Fälle angewendet werden konnten, für die in ihren Ableitungen Ausdrücke vorhanden sind, oder ob ihre Anwendung von einzelnen Fällen ausgegangen und sich allmählich über ihr ganzes späteres Gebiet verbreitet haben, so muß man sich augenscheinlich für das Letztere entscheiden. Es ist z. B. oben eine an das deutsche Karl sich anschließende Reihe von Wörtern mit den Bedeutungen „Mann, Gatte, Greis," an-

geführt worden, die von dem Begriffe des Alters ausgehen; diese können schon in der Wurzel, neben der Bedeutung alt sein, in dem Sinne „Alter“ bestanden haben. Aber wie, wenn „alt sein“ nicht die alleinige Bedeutung der Wurzel ist? wenn sie auch den Begriff „reiben, zerrieben, mürbe sein“ mit dem des Alters vereinigt? wenn aus der Bedeutung „reiben“ auch Korn und Kern hervorgeht? Kern und Korn, lateinisch granum, bedeuten das Ausgeschälte, durch Abstreifen der Hülse zum Vorschein Gekommene; das alte Zeitwort kirnen heißt nicht nur dreschen, sondern auch so viel als quirlen, Butter durch Umrühren bereiten, englisch churn; und das mittelhochdeutsche kurn, kürne (althochdeutsch quirn und gothisch kvairnus) ist Mühlstein, Mühle, also ein Werkzeug zu einem dem Quirlen ähnlichen Zerreiben.[76] Wir gelangen von diesen Bedeutungen nicht unmittelbar zu Karl oder zu dem Begriff des ehrwürdigen Greisenthums, des menschlichen Alters. Der Zwischenbegriff ist der eines alt und mürbe gewordenen zerriebenen Gegenstands, z. B. Gewandes. Die Sanskritwurzel gar (gṛî) zeigt noch

diesen letzteren Gebrauch neben dem der Altersschwäche, des hohen Alters. Hier ist keine andere Vorstellung mehr möglich, als daß reiben die frühere, alt nebst allen daran geknüpften Begriffen die jüngere Bedeutung ist. Ebenso, wenn es sich nachweisen läßt, daß die die Verbindung bezeichnenden Wurzeln nicht ursprünglich jedes Verbinden, sondern etwa nur ein wirkliches, sinnliches bedeutet hätten: dann könnte ein Wort wie Schwester oder Tochter nicht von jeher durch sie bezeichnet worden sein.

Wenn wir dies mit dem oben geschilderten Urzustande der Sprache zusammenhalten, so ergibt sich, daß nicht etwa blos die Möglichkeit specieller Unterscheidung, sondern geradezu der Umfang dessen, was überhaupt bezeichnet werden konnte oder sollte, fast bis auf nichts verschwindet.

Es kommt unendlich viel darauf an, den Vorgang der Bedeutungsentwickelung genau und richtig aufzufassen, und dann nur kann erkannt werden, daß sie nichts Anderes als die Begriffsentwickelung selbst ist. Je bestimmter aber in jedem einzelnen Falle die Entwickelung einer Bedeutung beob-

achtet wird, um so lebhafter leuchtet jedesmal ein, daß sie nur auf Verwechselung beruht. Wenn wir ganz späte, bewußte Vorgänge ausnehmen, so wird ein Wort niemals in seiner Bedeutung verändert, ja es verändert sie eigentlich nicht einmal selbst. Es ist das Object des Wortes, das sich dem Sprechenden ganz unversehens unter der Hand verändert. Der Pythagoreer Milo soll bekanntlich, indem er ein Kalb täglich immer wieder trug, es zuletzt auch als es herangewachsen war, zu tragen im Stande gewesen sein. Mit den Begriffen geht etwas Derartiges wirklich vor. Ein Wort wird bei Gelegenheiten, die scheinbar ganz gleich sind, angewendet; summirt man aber die im Einzelnen unbemerkten Unterschiede, so ist etwas ganz Anderes daraus geworden. Aus der Verwechselung des Aehnlichen, und aus einer beständigen Wiederholung dieser Verwechselung, setzt sich die Verbreitung des Wortes über die ganze Gedankenwelt zusammen. Es wird in der That Alles mit Allem verwechselt, aber nur durch einen unendlichen Discursus, einen Hindurchgang des Begriffes durch die ganze Reihe der denkbaren Objecte.

In der geistigen Natur gibt es so wenig wie in der körperlichen einen Sprung, die geistige Entwickelung setzt sich aus eben so kleinen Elementen, wie die körperliche zusammen. Darum läßt sich auch die Beobachtung dieser Entwickelung eigentlich nicht erschöpfen; wir müßten alle Fälle kennen, alle Gelegenheiten zusammenstellen, wo ein Wort jemals gesprochen worden ist, wenn nicht in seiner Geschichte Lücken bleiben sollen. Wenn man alle Stellen einer Literatur aneinanderreiht, in denen ein Wort sich gebraucht findet, so ist eine jede lehrreich und keine entbehrlich. Wie ganz anders erscheint ein Wort der augenblicklichen Betrachtung, oder bei Aufzählung seiner Hauptbedeutungen im Wörterbuche, und wie ganz anders dagegen, wenn wir es mit lebendiger Kenntniß der Sprache durch eine ganze Literatur verfolgen! Daher die Unzulänglichkeit einer im Allgemeinen bleibenden, wohl gar des Hintergrundes der Literatur und des Sprachgefühles entbehrenden Etymologie; daher auch der unberechenbare Werth der mit unendlichem Fleiße aufgehäuften lexikalischen Schätze, wie sie in unserer

Muttersprache Grimm und seine Nachfolger, und für die älteren Stufen Graff, Benecke, W. Müller, Zarncke u. A. zusammengetragen; wie sie in dem berühmten Thesaurus des Stephanus für das Griechische vorliegen, und seit einem halben Jahrhundert nun auch für die Sanskritsprache durch das Zusammenwirken bedeutender Kräfte allmählich in reicher Fülle zu Stande gebracht werden. Aber selbst mit diesem gewaltigen Stoffe darf sich die Wortforschung nicht zufrieden geben: sie muß auf die Specialwörterbücher zurückgehen, wo sie deren findet, in denen alle Stellen eines Schriftstellers zusammengetragen sind, und hat es als einen glücklichen Umstand zu preisen, wenn, wie für die hebräische Sprache in der sogenannten Concordanz, oder zum Zendavesta durch den einsichtsvollen Fleiß eines Mannes wie Hermann Brockhaus, vollständige Indices verfügbar sind, in denen jedes Vorkommen sämmtlicher Wörter einer Literatur verzeichnet ist. Die Etymologie darf sich keine geringere Aufgabe stellen, als den ganzen gewaltigen Discursus, die unendliche und unendlich feine Ideenassociation der Sprache, durch

eine ebenso umfassende und in das Feine dringende Forschung zu wiederholen.

Wenn, nach Potts bereits angeführtem Ausdrucke, „in der Vielheit der Wortbedeutungen eine sie zusammenbindende einheitliche Macht von sich nun seit ihrem Ursprunge ewig gleich bleibender Unveränderlichkeit" herrschte, so würden wir es auch mit ihm als die Aufgabe der lexikalischen Sprachforschung betrachten können, „in der Vielheit immer jenen einen springenden Punkt zu finden, aus dem nur jene, von diesem entsprossen und getragen, verstanden werden kann, oder, um ein anderes Bild zu wählen, gleichsam die Achse, um welche sich peripherisch die Fülle der ihr zugehörigen Bedeutungen dreht." [77] Aber eine solche bleibende Einheit, eine solche Achse ist nicht vorhanden. Der Schlüssel zu der Bedeutung eines Wortes liegt nur in einer vergangenen; Mehrdeutigkeit setzt keine innere Verbindung der zufällig vereinigt gebliebenen Bedeutungen voraus: sie kann das Resultat einer ganz jungen Abzweigung, aber auch die Folge einer schon in der Urzeit begonnenen Entfaltung sein.

Die Masse der in sämmtlichen Wörtern wirklich enthaltenen Bedeutungen läuft allerdings zuletzt in einen einzigen Mittelpunkt zusammen, aber er liegt nirgends als in dem ersten Ursprung der Sprache selbst.

Weit entfernt das Unmögliche zu versuchen, und hier in rohen Zügen schildern zu wollen, was nur die speciellste Anschauung zur Empfindung bringen kann, beschränke ich mich darauf zu bemerken, daß in dem ganzen Laufe der Begriffsentwickelung jeder Zweck einer Erweiterung der Begriffssphäre nothwendig ausgeschlossen bleibt. Niemals kann die Absicht obgewaltet haben, durch ein Wort mehr zu bezeichnen, als es vorher bezeichnet hatte, um so ein Bezeichnungsmittel für etwas zu gewinnen, das vorher nicht benannt worden war: denn die Erweiterung der Bedeutungssphäre geht ganz unmerklich und unbewußt vor sich.

Weßhalb bezeichnen nun aber die Worte anfangs so wenig, und überhaupt rückwärts gesehen immer weniger? Ich weiß hierauf keine andere Antwort zu geben, als: weil anfangs nur so

wenig bemerkt worden ist. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird sich daran erproben, ob wirklich Dasjenige, was zuerst bezeichnet wird, auch das ist, was zuerst bemerkt zu werden geeignet war, oder ob die Bezeichnungsfolge ein anderes Princip erkennen läßt.

Nun fängt, um ein einzelnes Gesetz hervorzuheben, die Bezeichnung zuweilen mit Extremen an, als von dem Augenfälligsten, und nimmt leisere Grade in sich auf; oder sie fängt mit Verwechselung an, und geht zur Unterscheidung über. So ist z. B. in vielen Wörtern für blau die erste Begriffsstufe schwarz; die zweite zeigt eine Verwechselung von schwarz, blau, braun und grau; die dritte geht auf eine der leiseren Nuancirungen blau, grau oder braun über.

Was bedeutet Nacht? Es hängt mit niger, schwarz, zusammen; aber nicht etwa so, daß die Nacht als etwas Schwarzes „appercipirt", oder mit kühner Phantasie — wie in den vedischen Liedern — „die Schwarze" benannt worden wäre. Die ältesten Sanskritformen des Wortes zeigen, daß in dem lateinischen unguo, Sanskrit anǵ,

bestreichen, salben, färben, die Wurzel von Nacht zu suchen ist.[78] Demnach schiene nun Nacht „die Gefärbte" bedeuten zu sollen. Vergleichen wir eine nahestehende andere Sanskritwurzel mit dem gleichen Begriffe des Färbens, nämlich raṅg (griechisch *rezô*), so finden wir auch von ihr einen Namen der Nacht gebildet, nämlich ragani, was zugleich Name mehrerer färbenden Substanzen, z. B. der Indigopflanze, ist; aber außerdem heißt raga oder ragas, Staub und Nebel oder Wolkenhimmel, und in diesem haben wir unser eigenes Wort Rauch,[79] und das gothische rikvis, Finsterniß, vor uns. An das Wort Nacht schließt sich eine große Schar von Wörtern, welche Nebel, Wölke, Finsterniß, Qualm bedeuten, nahe an.[80] Nebel selbst ist z. B. im Altnordischen bis zu Nacht und Dunkel vorgeschritten: niflheim ist das Reich der Nacht, die Nibelungen das Nachtgeschlecht; und wir brauchen nur andere den Begriff dunkel bezeichnende Wörter ebenfalls rückwärts zu verfolgen, um überall auf eine derbere Quelle dieses für uns die bloße Abwesenheit des Lichtes vor die Phantasie bringenden Begriffes zu stoßen.

Düster gehört zu Dunst und Duft, d. i. Staub, Mehlstaub, Späne oder dgl. Das englische mist ist ein edles Wort für Dämmer, Wolke, Nebel und Aehnliches; im Sanskrit ist megha Wolke, im Griechischen *omichlê* ein dichter Nebel, im deutschen und vielen verwandten Wörtern geht der Begriff bis zu Koth. Es hat einen Zeitpunkt in der Begriffsentwickelung gegeben, wo solche Worte wie Dämmer oder Dunkel nur von dichten Nebeln gesagt wurden, und zum Begriff der Wolke selbst kam der Mensch erst von hier aus; aber auch für die Erscheinung des Nebels interessirte er sich nicht zu allen Zeiten: Dunst und Qualm sind ältere Begriffe, und diesen wieder geht die Vorstellung des Derbsten, Greifbarsten voraus. Das Aufgestrichene, Aufgeschmierte ist der Anfang, von dem alle solche Anschauungen ausgehen; aber erst nach einem sehr langen Wege wird das Immaterielle, die Dunkelheit, die Nacht erreicht. Die Nacht ist also nicht selbst etwas Gefärbtes, etwas Schwarzes, sondern eine der letzten Verfeinerungen des Begriffes der Farbe oder vielmehr des Schmutzes, eben so wie auch Meer aus den

Begriffen Landsee, Morast, Pfütze, weiche kothige Erde, sehr langsam entwickelt ist.[81]

Grund, welches wir heute überwiegend in immateriellem, ja philosophischem Sinne gebrauchen, für die Ursache, die unsern Willen oder unser Urtheil bestimmt, gelangt hierzu von der Bedeutung Boden, worauf etwas ruht, ist aber in seinem letzten Ursprung von den oben betrachteten Begriffen sehr wenig entfernt. Die noch immer gebräuchliche Anwendung für die Erde eines Ackerlandes, als Stoff betrachtet, ist die älteste: Grund ist zerriebene Erde; das englische to grind ist noch jetzt „zerreiben." Es ist dies ein ziemlich allgemeiner Ursprung des Begriffes Erde; wahrscheinlich z. B. auch in terra.

Eine große Menge von Begriffen sind genetisch benannt, nach der Entstehung der betreffenden Sache oder Eigenschaft. So besonders viele Dinge, die menschlicher Thätigkeit ihre Entstehung verdanken; z. B. Figur bedeutet etwas aus Thon oder dgl. Geknetetes, Zeichen ist etwas Eingeritztes, Geräthe etwas Bereitetes, Schiff etwas Gehöhltes. Wie Naturgegenstände auf ähnliche

Weise zur Bezeichnung kommen, zeigen schon manche der oben erwähnten Beispiele. Namentlich ist aber von Eigenschaftsbegriffen ein sehr großer Theil auf diesem Wege zu Stande gekommen. So geht z. B. dumm von der Bedeutung verstümmeln aus; es ist dasselbe Wort mit stumm (engl. dumb), und nahe verwandt mit taub; das gleichfalls verwandte griechische *typhlos* heißt blind; im Englischen ist (wie Grimm anführt) dumb arm ein lahmer Arm. — Treu und das engliche true, wahr, sind eigentlich soviel als fest, und dann: zuverlässig; trauen bedeutet: fest sein, sich verlassen, Glauben schenken, aber auch: ehelich verbinden; traut ist verbunden; das gothische trausti heißt Bündniß, unser Trost eigentlich: feste Zuversicht, das englische trust: Zutrauen; Trotz und Trutz bedeuten ebenfalls nichts als Sicherheit, festes Verlassen auf sich selbst. Die Begriffe treu und wahr sind also hier aus „gebunden und dadurch befestigt" hervorgegangen. Gothische Formen wie tringvs, treu, tringva, Bündniß (das französische trève, Gottesfrieden) zeigen, daß der Stamm ein g verloren hat. Die Wurzel ist da-

her unter Anderm mit der Sanskritwurzel drinh, befestigen, und dem gothischen tulgus, fest, verwandt.[82] Was unser wahr betrifft, so heißt das althochdeutsche wâra auch Treue und Bund, das russische vjera Glauben und Eid. Als Parallele drängt sich außer dem schon oben erwähnten fides auch die semitische Wurzel von amen Wahrheit, emunah, Treue, Glauben, amanah, Bündniß u. s. w. auf, von der sich dieselben Grundbedeutungen nachweisen lassen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit scheinen mir die überaus zahlreichen Fälle zu sein, wo die Bezeichnung nicht auf das Entstehen oder Zustandekommen eines Gegenstandes, einer Eigenschaft oder eines Verhältnisses verweist, und also nicht genetisch, sondern etwas ist, was ich phänomenal nennen möchte: indem nämlich diejenige Thätigkeit den Namen abgibt, durch welche das Bezeichnete zwar nicht entsteht, aber zum Vorschein kommt, bemerkt wird. So z. B. wenn Worte sowohl für Kern als für Schale von Wurzeln stammen, die das Schälen, das Trennen der Schale von dem Kern bezeichnen; oder wenn nicht nur

die **Rinde**, sondern auch das **Holz**, ja sogar der **Baum** vom Entrinden benannt wird; wenn dem entsprechend die **Haut** als das Abgestreifte, und zuweilen dann auch das **Fleisch** als das nach Abstreifen der Haut zum Vorschein Kommende, also ebenfalls als das Abgezogene zur Bezeichnung gelangt. Ich erinnere nur an das griechische *derô*, die Haut oder Rinde verletzen, wovon sowohl *dora* und *derma*, Rinde und Haut, als *dory*, Holz, *drys*, Baum, das englische tree, das in den germanischen Sprachen auch sonst viel verbreitet, und bei uns in der Endung **der**, z. B. in **Hollunder**, erhalten ist. Die Verwandtschaft der Wörter für Rinde und Haut in dieser Wurzel beruht auf einem tiefen Zuge der Sprache, Aehnlichkeiten zwischen der Pflanze und dem Thiere zu finden. Man pflegt das Wort Haut mit dem englischen hide, bedecken, zusammenzustellen, aber es ist dies gewiß unrichtig, und Haut (cutis, gr. *kytos*) aus einer griechischen Wurzel von einer den obigen Analogien entsprechenden Bedeutung zu erklären, von welcher auch *skytos* stammt. — **Bein** ist, wie ich glaube, als etwas Abgenagtes,

mit dem gothischen bnauan, zerreiben,[83] und mit bohnen verwandt. Haut, Fleisch und Bein sind, wie noch manche andere Theile des thierischen und menschlichen Leibes, und wie meistens der Begriff Leib selbst, von der Seite aus benannt, von der sie sich dem Menschen in dem Augenblicke darstellen, wo ein thierischer, oder wohl gar menschlicher Körper ihm zur Nahrung dient.

Fassen wir zusammen, welches allgemeine Gesetz sich aus diesen einzelnen Fällen ergibt, und suchen wir den Grund, warum Extreme früher als leisere Grade, das Derbe und Greifbare früher als das Immaterielle, das aus menschlicher Thätigkeit Entsprungene erst nach dieser Thätigkeit, Eigenschaften geistiger und sittlicher Art, wie wahr, erst in Folge des Uebergangs aus sinnlich wahrnehmbaren, diese selbst aber wieder nach den Thätigkeiten, die sie zu Stande bringen; endlich das in Verbindung mit Anderem Vorhandene nur in dem Augenblicke, wenn es gesondert in die Erscheinung tritt, benannt werden: so kann dieser Grund nur der sein, daß die Worte in der Reihenfolge entstehen, wie die Gegenstände ihrer Natur

nach, einer nach dem andern, anfangen, von den Menschen wahrgenommen oder bemerkt zu werden.

Ueberhaupt wird Jeder, der zugibt, daß ein ausgebildetes Denken ohne alle Sprache unmöglich ist, sich in Betreff des Ursprungs der Sprache auf diesen Weg gedrängt sehen. Denn es mußte ja zugestanden werden, daß die Entstehung allgemeiner Begriffe, oder besser, da jeder Begriff mehr oder weniger allgemein ist, aller Begriffe, auf keinem andern Weg erklärt werden kann, als durch die Entstehung der Worte für diese Begriffe, während die Ursache der Entstehung dieser Worte das ist, was ich Discursus genannt habe. Der Begriff Thier existirt nur, weil aus dem Begriffe Jagdbeute ein Wort zu dieser allgemeinen Bedeutung übergegangen ist, und ehe dies, oder etwas anderes mit gleichem Erfolge, geschehen war, existirte jener allgemeine Begriff gar nicht, nicht bloß für die Sprache, sondern auch für die Vernunft nicht. Nun sind aber schon die Wurzeln allgemein, und ehe eine Wurzel den Begriff jagen entwickelt hatte, existirte auch dieser nicht. Es läßt sich hier nirgends Halt machen,

und zwar den Einzelheiten gegenüber noch unendlich viel weniger, als im Angesichte der allgemeinen Theorie.

Wäre die Entwickelung nicht in einem Worte bei dem Begriffe Thier, in einem andern bei Vogel, in einem andern bei Taube festgehalten worden, so hätten wir nicht die Möglichkeit, die Taube als Taube, Vogel, Thier anzusehen und zu classificiren. Mit den Verbalbegriffen der Wurzeln ist es ebenso. Ein einziger Laut hätte Begriffswechsel erfahren können, er würde seiner Natur nach vielleicht die ganze Reihe sämmtlicher Begriffe durchlaufen haben: aber zur Begriffsunterscheidung hätte er nicht geführt. Dazu bedurfte es verschiedener Laute, welche alle denselben Gang durchmachten, aber auf verschiedenen Punkten ihrer Entwickelung aufgehalten, mit verschiedenem Begriffsinhalte feststehen blieben. Dies zu erreichen ist aber schon ein einziger ursprünglicher Sprachlaut geeignet, sobald er in Variationen auseinanderzutreten fähig ist. Man sieht in der Sprache überall, auch in den Wurzeln, solche auseinandertretenden Varia-

tionen, und überall gesellt sich zu der Abweichung des Lautes die der Bedeutung. Man pflegte solche Wurzelspaltungen bisher so aufzufassen, als ob der Laut zum Zwecke der Bedeutungsunterscheidung variirt worden wäre. Aus der ganzen obigen Darstellung ergibt es sich, daß der Laut aus Gründen variirt, die mit dem Begriffe nichts zu thun haben, und daß an diesen Spaltungen die des Begriffes sich erst entwickeln. So ist denn überall die Sprache primär; der Begriff entsteht durch das Wort. Und zwar war dies von jeher, schon bei dem Auseinandertreten gleichbedeutender Urlaute in diejenigen Begriffskeime der Fall, deren Umbildungen in Wurzelbegriffen wie binden, reiben u. s. w. vorliegen: die Sprache hat die Vernunft erschaffen; vor ihr war der Mensch vernunftlos.

Was nun aber der Anfang dieser Reihe sei, und worin das Bemerken und Nichtbemerken bestehe, das zu der Stufenfolge der Begriffe den Grund abgibt, wie es endlich komme oder nur möglich sei, daß die Fähigkeit der Menschen, die Außenwelt zu bemerken, sich veränderte und fort=

schritt: das kann ich freilich hier nur kurz aussprechen, als eine Ueberzeugung, die aus der Betrachtung alles sprachlichen Stoffes, welchen zu übersehen mir bis jetzt gelungen ist, sich mir unwidersprechlich ergeben hat: die Wahrnehmung, von deren allmählichem Wachsthum in der Menschheit die Sprache Zeugniß gibt, ist die durch Gesichtsempfindung.

Wie der Begriff von hier aus zu Gegenständen anderer Sinne gelangt, davon kann das Wort bitter eine allgemeine Vorstellung geben, das von dem Beißen, als einer sichtbaren Handlung aus, über das Gefühl, das auf der Haut damit verbunden ist, zu dem ähnlichen Jucken der Zunge bei scharfem Geschmacke, und zuletzt erst auf die besondere Unlust des Geschmackssinnes übergeht, die es jetzt bezeichnet.[84] Auch süß ist nicht von der Geschmacksempfindung ausgegangen. In seiner gothischen, griechischen und lateinischen Form (sutis, *hêdys*, suavis) bedeutet das Wort nur angenehm oder sanft; und das Wort, das die lateinische und griechische Sprache für den Begriff süß gebrauchen (dulcis, *glykys)*, bedeutet im Gothischen (thlakvus) zart oder weich.

Die Unterscheidung durch Gesichtswahrnehmung, namentlich aber das Interesse für dieselbe ist die wesentlichste Eigenthümlichkeit des Menschen. Die dem Menschen im Uebrigen nächststehenden Geschöpfe beobachten die Welt vorwiegend durch den Geruchssinn. Was Thiere durch den Gesichtssinn zu beobachten pflegen, das beschränkt sich auf Bewegungen, und zwar meist solche, die mit ihren Bedürfnissen im Zusammenhange stehen. Gegenstände werden, wie dies namentlich vom Hunde nachgewiesen ist, durch den Geruchssinn unterschieden und wiedererkannt; ein veränderter Anblick bei unverändertem Geruch kann den Hund nicht zum Irrthum veranlassen: er erkennt seinen maskirten Herrn, weil er ihn gar nicht von dem unmaskirten unterscheidet. Selbst bei den Bienen müssen wir ein solches Erkennungs- und Unterscheidungsvermögen annehmen. Eine Biene wird in ihrem Stocke als einheimisch wiedererkannt, aber man kann dies verhindern und sie unkenntlich machen, wenn man sie in Wasser taucht. Der Mensch hatte dereinst dieselbe Fähigkeit der Unterscheidung durch das Geruchsorgan. Er hat sie ver-

loren, weil er in der Gesichtswahrnehmung ein viel vollkommeneres Mittel der Unterscheidung entwickelte, welches ihm die Uebung der thierischen Spürkraft überflüssig machte, und sie schon hierdurch verminderte, noch mehr aber durch eine Art von Absorption, welche bei jeder überwiegenden Ausbildung eines Sinnes oder einer Richtung zum Nachtheile einer andern einzutreten pflegt, beeinträchtigte. Es ist bekannt, daß sich noch jetzt Naturvölker durch eine Spürkraft auszeichnen, die sie befähigt, Spuren durch den Geruchssinn zu finden und zu unterscheiden, wo es dem Europäer an jedem Unterscheidungsmittel gebricht. Gerade auf dem Punkte nun, wo das Thier sich von dem Menschen in Beziehung auf die Gesichtswahrnehmung scheidet, tritt die Sprache ein. Sie geht von der Bezeichnung der sichtbaren Thierbewegung aus, womit die Beobachtung des Thieres abschließt. Das Erste und Früheste, was irgend eine Menschensprache ausdrückt, ist eine solche sichtbare Thier- oder Menschenbewegung. Man kann dieses Object eine Geberde nennen, oder auch eine Miene; letzteres um so eher, als das Wort Miene dem griechischen

mimos ebenso wie Pantomine dem *pantomimos* entspricht, und eigentlich eine nachahmende Geberde bedeutet, wie sie den ersten Sprachlaut vielleicht begleitet hat. Man kann, ja man muß wohl, in das erste Object sprachlicher Bezeichnung auch einen thierischen Laut, ein Murren, wie es mit der bezeichneten Miene verbunden war, eingeschlossen annehmen, und kann daher den ersten Sprachlaut als Wiedergabe eines Gegenstandes in der thierischen Außenwelt ansehen, wo Lautwahrnehmung und Gesichtswahrnehmung wie in einem Mittelpunkte zusammentreffen, wonach dann auch die den Sprachlaut vielleicht erzeugende Nachahmung in gewissem Sinne zugleich Schallnachahmung gewesen wäre. Genug, die thierische Miene oder Geberde war es, welche der erste Sprachlaut ausdrückte, und von hier aus breitete er sich über das Gebiet der Gesichtswahrnehmung aus, das er noch heute nicht wesentlich verlassen hat.

IV.

Daß nicht jeder Gegenstand der Gesichtswahrnehmung geeignet ist, unmittelbar durch die Sprache bezeichnet zu werden, wird durch Nichts so einleuchtend, als wenn wir z. B. die Entstehung eines Farbenwortes beobachten. Schwarz und roth, so unmittelbar sie durch den Gesichtssinn wahrgenommen werden, sind dennoch überall von einem älteren Begriffe benannt. Schwarz entspringt, wie schon das lateinische sordes beweist, aus der Bedeutung „schmutzig"; der Zusammenhang von niger und Nacht hat sich uns durch denselben Grundbegriff vermittelt gezeigt. Verfolgen wir die Sanskritwurzel rang̍, auf deren nahe Verbindung mit den erwähnten Begriffen wir gestoßen sind, in einige ihrer speciellen Entwickelungen, so finden wir, daß, außer Bezeichnungen

der Dunkelheit und dunklerer Farben, auch Namen der rothen, gelben und weißen Farbe aus dieser Wurzel hervorgehen. Rakta heißt gefärbt und roth; ragata weiß, und als Hauptwort das Weiße, ferner das Silber, aber auch Gold und Blut; arǵuna sowie ṛiǵra heißen roth und weiß, und der lateinische und griechische Name für Silber, argentum, *argyros*, schließen sich an die letzteren Formen an. Bezeichnungen für die dunkle und lichte Farbe liegen also in dieser Wurzel dicht bei einander, und in den Veden findet sich sogar ein mit Nacht ganz nahe verwandtes Wort, das die Nacht und den Tag zugleich bedeutet.[85] Es ist hier — und ich muß hinzufügen, in unzähligen andern Fällen — das Farbige genetisch, als eine aufgestrichene Flüssigkeit, und augenscheinlich nicht als eine mit Bewußtsein und Absicht der Färbung aufgestrichene, gefaßt. Die Unterschiede der Farbe stellen sich erst später ein.[86]

Noch mehr, das Licht, das Feuer ist in der Sprache nicht ursprünglich. Die Sprache ist älter, weit älter als jeder Gebrauch des Feuers: aber von dem Lichte der Sonne hätte man glauben

sollen, daß es einem unmittelbaren Ausdruck der Gesichtswahrnehmung erreichbar sei. Es ist nicht so; seltsam genug, das Licht entlehnt vom Dunkel den Namen. Formen der Wurzel rang̍ und namentlich die nahe verwandte râg̍ heißen leuchten. Die Versuche, solche Fälle damit zu erklären, daß das Färben ein Leuchtendmachen sei, sind nicht stichhaltig: denn der Begriff des Färbens geht ja vom Bestreichen, Beschmieren aus; und gerade die schwarze Farbe ist diesem Ursprunge die nächste. Ich glaube, es ist unläugbar: Licht ist der Sprache eine Farbe. Die Begegnung der Begriffe Schwärze und Licht ist zu häufig in der Sprache, um unbeachtet bleiben oder durch gelegentliche Auskünfte, wie daß die schwarze Farbe die des Verbrannten sei, umgangen werden zu können. Man erinnere sich nur der griechischen Wurzel *aithô*, flammen, worunter der Aether sowohl als die Aethiopen fallen, welche den Blitz, wie den Ruß und eine ganze Reihe von Farben in sich faßt, und man wird zugestehen, daß wir es mit Verwandten des verkannten Wortes *anthos*, Farbe, rother Saft u. s. w. und der ganz überraschend großen Zahl der dazu

gehörigen Verzweigungen zu thun haben, von denen ich in meinem größeren Werke gesprochen habe.[87] Neben fulgeo, glänzen, und fulgur, Blitzstrahl, steht fuligo, Rauch, Ruß; neben ferveo, brennen, furvus, schwarz; neben unserm brennen steht braun; neben blau, Blei, bleich und dem englischen black stehen die lateinischen flavus, gelb, fulvus, rothbraun, und unser blank, blinken. So sind wir denn hier auf den Begriff Blitz gekommen, wovon oben mehrfache Versuche angeführt worden sind, ihn aus irgend einem unmittelbaren Sinneneindrucke, einer unmittelbaren Apperception zu erklären. Ich halte einen Zusammenhang der Wurzel frag, brechen, mit blinken, mit flagrare, brennen, nebst Allem, was mit diesem Worte verwandt ist, also auch mit Blick im Sinne des Glanzes und mit Blitz, d. i. einem starken oder wiederholten Aufleuchten, nicht für unmöglich. Aber dieser Zusammenhang könnte kein anderer sein, als daß die Wurzel flag zerbröckeln bedeutete, daß sie über zerreiben und bestreichen zum Färben, von da zum Farbigwerden, Glänzen, und endlich durch den ebenso langsamen

als ungeheuren Proceß des Discursus zufällig in einigen ihrer Formen zu der Bedeutung des Blitzes gelangt sei.[88]

Die Wurzel unseres Licht und leuchten zeigt in Lohe, lodern noch den Begriff der farbigen, rothen Flamme; im Gothischen sind außer den Wörtern des Lichts auch lauhatjan, blitzen, lauhmoni, Blitz, vorhanden. Die rothbraune Lohfarbe kann sehr wohl dasselbe Wort sein, wie das griechische *leukos*, weiß, glänzend; lohen heißt färben, trüben; Lohe ist die pulverisirte Rinde zum Lohgerben oder Rothgerben. Die Wurzel des Leuchtens, zu der im Lateinischen lux und lumen, Licht, lucere, leuchten, illustris, glänzend, luna, Mond, und im Griechischen *lychnos*, Leuchte, aber auch *lampô*, leuchten, gehört, tritt im Sanskrit in der Form ruk oder ruc auf; aber daneben finden sich auch die Formen ark, arc, und endlich varc, welche zu den sämmtlichen Variationen den Schlüssel gibt und ihnen wahrscheinlich zum Grunde liegt. Nun heißt von dieser Wurzel varc, scheinen, varcas „Glanz", aber auch Schmutz. Dies ist also auch hier die tiefste Stufe in der Begriffs-

scala, während die Form loc und das lautlich genau entsprechende [89] griechische *leussô* bis zu sehen — ebenso wie blicken und das englische glance, in denen der bei dem Anblicken im Auge wahrgenommene Glanz den Hauptbegriff bildet — und zu noch subtileren, geistigen Bedeutungen vorgeschritten ist. Ob die Wurzel varc etwa mit den vorher erwähnten des Färbens und Leuchtens, mit raǵ und bhraǵ, verwandt sei, ist eine jener Fragen, die von der Theorie der Alllautigkeit und Alldeutigkeit der Urwurzeln aus eine andere, aber auch eine geringere Bedeutung annehmen. Es kann uns genug sein, daß die Begriffsentwickelung in ihnen den gleichen Gang innehält, und in verschiedener Form dasselbe Gesetz zur Erscheinung bringt.

Auch Tag gehört zu diesem Begriffskreise: dah, brennen, dih, bestreichen, beschmieren, duh, melken, sind drei nahe verbundene Sanskritwurzeln, an welche sich das deutsche Teig, das lateinische fingo, kneten, bilden, und figura, aber auch tingo, färben, anschließen.

Wenn man sich fragt, warum Licht und Farbe keine benennbaren Objecte für die erste Sprach-

stufe gewesen seien, wohl aber das Aufstreichen der Farbe, so liegt die Antwort darin: daß der Mensch zuerst nur seine Handlungen oder die von seines Gleichen benannte, daß er beachtete, was an ihm selbst und in seiner unmittelbar ihn interessirenden Nähe vorging, als er noch für so hohe Dinge wie Licht und Dunkel, Glanz und Blitz keine Sinne, kein Auffassungsvermögen hatte. Mustern wir die in so großer Anzahl nun schon an uns vorübergegangenen Begriffe durch: sie gehen in ihren Anfängen auf einen äußerst beschränkten Kreis menschlicher Bewegungen zurück. Darum gehen die Begriffe von Gegenständen der Natur auf so merkwürdigen Umwegen aus der Anschauung einer menschlichen Thätigkeit hervor, die sie auf irgend eine Weise zur Erscheinung kommen läßt, oft auch etwas nur entfernt ihnen Aehnliches hervorbringt. Darum ist der Baum etwas Entrindetes, die Erde etwas Zerriebenes, das auf ihr wachsende Korn etwas Enthülstes. Darum gehen Erde und Meer, ja über den Begriff Wolke oft selbst der Himmel aus der gleichen Grundvorstellung von etwas Zerriebenem oder

Aufgestrichenem, lehmartig Halbflüssigem aus. Ein Blick auf eine Reihe semitischer Wurzeln und Wörter, wie die hebräischen: maák, zerdrücken, maqaq, zerreiben, maq, Moder, mûg, zerfließen, moach (für muchch), Mark, machah, zerreiben, abwischen, machaq, tilgen, nimmoach, zerbröckeln, weich werden; und die arabischen: makaka, pulverisiren, mahâ, wetzen, mâá, schmelzen, maḥha, zerrieben, abgetragen sein, muǵaǵun, Speichel, muḥḥun und mâḥun, Dotter, mahvun, wässerige Milch, nebst zahlreichen andern, nur um Weniges ferner stehenden, — wird genügen, um dem Wasser — majim, mâun, von mah — seine Stelle unter denselben Anschauungen anzuweisen.

Wir sind in der Geschichte des Begriffes zu einem Punkte gelangt, wo wir von ihm verwirklicht sehen, was der römische Dichter [90] vom Chaos der Urzeit sagt:

„Einst war Alles vereint zu vermischt unförmlicher Masse;
Eine Gestalt noch erschien Erde und Himmel und Meer.“

Welch eine Erscheinung mag die menschliche Vernunft wohl in den fernen Tagen jenes begrifflichen Chaos dargeboten haben, wo von ihrem Inhalte der Satz gelten konnte:

„Da wo die Erde sich fand, da war auch Meer noch und
Himmel!“

Welche Zeiträume müssen verflossen sein, bis in langsamen Niederschlägen die Schichten mannigfaltiger Begriffsbildung sich, eine der andern folgend, gelagert hatten!

Die Anschauung der Farbe ist aus mehr als einem Grunde besonders geeignet, uns die ganze Armuth des menschlichen Denkens in einer Zeit ermessen zu lassen, wo diese Anschauung ihm noch nicht aufgegangen war. Unter den Benennungen, die von der Farbe ausgehen, sind die jüngsten die der Metalle; sie entwickeln sich mit dem Gefühle des Farbenunterschiedes und schließen sich schon verschiedenen Farbenstufen an: Gold der gelben, Silber der weißen, Blei der blauen, d. i. schwarzen. Einer unvergleichlich älteren Zeit müssen die Namen der Thiere angehören, die — Säugethiere, wie Vögel (die Fische treten erst in einer späteren Epoche hinzu) — in außerordentlich großer Zahl als etwas Farbiges aufgefaßt worden sind. Diese Art der Benennung scheint der Thierwelt gegenüber fast die allgemeine Norm

der ältesten Sprachperiode gewesen zu sein. Die Auffassung der Farbe ist hier, wovon das besonders die Thierfarbe bezeichnende lateinische Adjectiv fulvus noch merkwürdige Spuren zeigt, meistens ganz unbestimmt und schwankend. Sie spielt zuweilen in Rothbraun, zuweilen in Braungelb, oder auch in Grau. Namen des Affen, des Tigers, des Bibers und mannigfaltiger Vögelarten von diesem Ursprung sind schon an andern Stellen erwähnt worden. Der Name des Esels ist in manchen Fällen deutlich von der Farbe entlehnt: und so scheint mir denn auch asinus zu dem sanskritischen asita, schwarz, zu gehören.[91] Wolf, lupus (sanskritisch vṛika, russisch volk) wird gewöhnlich als der „Zerreißer" erklärt; aber ich sehe nicht ein, warum wir dieses Wort, als dessen älteste Form etwa valkva oder varkva anzunehmen ist, von der Wurzel varc (d. i. varkv), und das griechische *lykos* z. B. von *amphilykê*, Zwielicht, trennen sollen. Der Wolf würde demnach etwa „der Graue" heißen, entsprechend dem homerischen Verse von dem „Felle des grauen Wolfes."[92] Aehnliches gilt von ṛixa, *arktos*, ursus, Bär, und

daß das Wort Bär selbst, wie es von dem redupli-cirten Biber gewiß ist, mit braun zusammenhängt, ist nicht unmöglich. Auch Hund scheint zu diesen Thierfarbenwörtern gerechnet werden zu müssen. Die Benennung würde dann zu einer interessanten Wurzel gehören, die fast die ganze Farbenscala in sich enthält, und von welcher, so unähnlich die Wörter in ihrer heutigen Gestalt auch klingen, unter andern auch weiß und heiß stammen. Ich stelle die folgenden Sanskritstämme zusammen, da sich ihre innere Verbindung von selbst erklären wird: çveta und çjeta, weiß; çjâva, braun, blau; çjâma, schwarz, blau, grün; çoṇa rothbraun, roth; çvas, morgen; çuci, çukla, çukra, çubhra, weiß, glänzend; çocis Licht, Glanz. Die ursprüng-liche Anlautsilbe dieser Wörter ist kva, ebenso wie in çvan, Hund, und im Griechischen tritt *kyanos*, schwarz, blau, dem *kyôn*, Hund, noch nahe genug. Etwas anders umgestaltet ist die Wurzel cand, glänzen, die ein anlautendes s verloren hat, und mit dem lateinischen candeo, weiß sein, entfernter auch mit *xanthos* zusammen-hängt, aber mit der Sanskritwurzel çvind, weiß

sein, fast identisch ist. In der Wurzel çjai, sowie in coenum, inquinare, finden sich die Bedeutungen der klebrigen Flüssigkeit, des Schmutzes, als Ausgangspunkt für alle diese Farbenbegriffe.

Eine ähnliche Begriffsbeschränkung, ein ähnliches letztes Object findet sich in den Urbedeutungen der Wurzeln überall. Wir haben eine wahrhaft unerschöpfliche Fülle von Begriffen aus der Bedeutung „verbinden" hervorgehen sehen. Man darf nicht glauben, daß in diesem Grundbegriffe etwas Anderes, als eine sichtbare, mit natürlichen Organen ausführbare Handlung enthalten sei. Nicht einmal ein wirkliches Binden oder sonstiges Befestigen liegt ursprünglich in den Wurzeln, sondern bloß das Zusammendrücken, Zusammenfassen. Daher enthält z. B. der oben vielfach erwähnte griechische Stamm *gam* auch Wörter mit der Bedeutung der Last, der gedrängten Fülle *(gomos, gemô)*. Daher auch kommt der Begriff der Noth, des Druckes oder Dranges so oft in solchen Wurzeln zum Vorschein, zuweilen dicht neben Wörtern der Verwandtschaft. Vermuthlich aus diesem Grunde stehen *penthos* und *kêdos*, Leid,

neben *pentheros* und *kêdestês*, der Verschwägerte [93]. Im Hebräischen heißt sarar zusammenfassen und bedrängen; seror das Bündel und sar, sorer Feind; sarah heißt Noth, von sarar, bedrängen, als das Bedrängende, und zugleich Mitfrau desselben Mannes, von sarar, zusammenfassen, zusammenheirathen.

Nachdem die Begriffe in so tausendfache Arme aus so wenigen Anfängen auseinanderströmen, kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch dies Wenige die gleiche Verengerung noch ferner zuläßt. Die thierische Bewegung, die die Sprache in ihrem Urzustande ausdrückt, ist nicht etwa nach den Organen, mit denen sie ausgeführt wird, oder nach sonstigen Unterschieden in den Wurzeln auseinandergehalten. Mordeo heißt im Lateinischen beißen, im Sanskrit heißt die Wurzel mrid mit den Händen reiben, streichen, zerbröckeln, zerschlagen, auch zertreten. Ebenso heißt die unserm beißen entsprechende Wurzel im Lateinischen (findo) und im Sanskrit (bhid) zerreißen, zerbrechen, zerspalten. Die Sprache läßt sich auch hier nicht festhalten und auf Bestimmtheit und isolirte Bedeutung brin-

gen. Man kann höchstens zweifelhaft sein, ob die ersten Sprachlaute das Scharren, Reiben, Beißen ohne Unterschied als heftige, sichtbare Bewegung des thierischen Körpers bezeichnet haben mögen, oder ob eine bestimmte Bewegung von so überwiegendem Eindruck gewesen sei, daß sie zum Ausgangspunkt für die ganze, gewaltige Entwickelung werden, und das einzige in dem ersten Momente der erwachenden Wahrnehmung angeschaute und benannte Phänomen bilden konnte. Mehrere Gründe lassen mich auf das Letztere schließen und glauben, daß es das menschliche Antlitz gewesen, das diesen großen Zauber ausgeübt hat. Ueberall sonst zeigt sich der Begriff nicht bloß in Entfaltung, Scheidung, Ausbreitung des in ihm schon von Anfang Enthaltenen, sondern in wirklicher Zunahme, im Weiterschreiten über die Objecte begriffen. Auch ist in zahlreichen Wortreihen die Energie noch fühlbar, mit der gerade das Zucken und die Verzerrung des menschlichen Mundes wiedergegeben werden soll; und endlich tritt nur so das Verhältniß des hörbaren Schalles zu den sonstigen Sprachobjecten in ein klares Licht.

Die Wurzel mard, reiben, beißen, führt zwar einerseits auf mar, mal, zerreiben, mit ihrer zahllosen lautlichen und begrifflichen Familie (wozu unter den oben besprochenen Wörtern z. B. Meer gehört); aber auf der andern Seite schließt sich auch mando, kauen, an, und mit diesem eine ebenso unübersehbare Menge von sprachlichen Darstellungen mehr oder weniger lautwerdender Bewegungen des Mundes. Es gehört dahin (mit dem in den indogermanischen Wurzeln so häufigen, und auch in schmieren vorhandenen Anlaut s) schmunzeln, griechisch *meidiaô* lächeln, englisch smile, sanskritisch smi; woran sich wieder reihen: schmollen (das Verziehen des Mundes im Unwillen); schmuggeln, munkeln, mogeln und meucheln, welche das Heimlichflüsternde schildern; mäkeln, eigentlich das leise Zuflüstern des Zwischenhändlers; schmeicheln. Ferner mucken, mucksen und mutzen, muffen (verdrießlich brummen, ein verdrießliches Gesicht machen), mummeln (brummen, in den Bart murmeln), muffeln und mumpfeln (gefräßig mit vollem Munde essen). Daß auch

schmecken zu dieser Wortreihe gehört, zeigt deutlich die verstärkende Ableitung schmatzen (gebildet wie blitzen von blicken); das Wort wird auch auf Geruch übertragen, ein Zusammenhang, der noch in manchen andern Fällen wahrscheinlich ist, und zeigt, daß dic Bezeichnung des Riechens vom Beschnüffeln ausgeht. Aber besonders wichtig ist es, daß Bezeichnungen des Mundes und Antlitzes selbst aus diesen Wurzeln hervorgehen. Maulen läßt sich nicht wohl von schmollen und ähnlichen trennen; also ist Maul der mürrisch verzerrte Mund; ja auch Mund und die Sanskritbezeichnung für denselben, mukha, gehen ohne Zweifel von dieser Bedeutung aus. Mumme (Maske), vermummen, Mummel (Gespenst) erklären sich aus Fratze, welches wohl mit fressen zusammenhängt[94]; und auf dieselbe Weise möchte ich den Zusammenhang von Maske mit der Wurzel mand erklären, den Grimm auf eine andere Art herstellt.[95] Wir sind hiermit der Geberde, der Miene, deren Bezeichnung wir aus dem Begriffe der Mimik haben entspringen sehen, nahe genug gekommen.[96] Nur an die zahlreichen Stämme sei noch erinnert, in denen das

m durch n ersetzt ist: an schnauben und Schnauze, niesen und Nase, schnarren, schnarchen, und so viele andere.

Weit im Laute von den bisher aufgezählten abweichend, und doch mit einer höchst merkwürdigen Uebereinstimmung der Anschauungen entwickelt, ist eine sehr umfangreiche Wortgruppe, zu der grinsen gehört.[97] Das nahe verwandte Grimm bedeutete ehedem noch stärker, als heute, einen wüthenden Zorn; grimmen hieß vor Schmerz und Wuth toben und brüllen. Die leidenschaftliche Gemüthsbewegung ist, wie überall, von ihren Symptomen benannt; und vermuthlich ist Schmerz auf ganz ähnliche Weise von der vorhergeschilderten Wurzelgruppe ausgegangen.[98] Auch Gram hatte nicht von jeher den Begriff eines tiefen Seelenschmerzes: in älterer Zeit wog die in den Adjectiven gram und grämlich enthaltene Vorstellung verdrießlich, mürrisch, vor; im Mittelhochdeutschen ist gremlich soviel als grimmig, wüthig. Greinen bedeutet jetzt mit verzogenem Gesichte weinen; in der älteren Sprache war es mit grinsen gleichbedeutend, wie das englisch grin, das

auch, gleich dem mittelhochdeutschen grinnen, das Zähneknirschen bedeutet. Letzteres ist auch die Grundbedeutung von Griesgram: das mittelhochdeutsche grisgram, nebst dem Zeitworte grisgramen oder grisgrimmen, heißt Zähneknirschen, und ist wahrscheinlich eine Reduplication der Wurzel grim, dergleichen auch im englischen grimgrinning, grinsend, anzunehmen ist. Auch ein Wort für Maske fehlt nicht: es ist das altnordische grîma. Entweder von diesem (wie Diez glaubt), oder auf eine andere Weise von der hier behandelten Wurzel kommt das französische grimace. Mittelhochdeutsch heißt grîn das Wiehern und zugleich Rachen. Daß aber auch in Beziehung auf den sonstigen Begriffszusammenhang die Analogie mit der an mard und mordeo angeschlossenen Gruppe vollständig ist, sieht man z. B. an dem englischen to grind, reiben, mahlen, aber auch mit den Zähnen zermalmen, knirschen. So nahe hängen grinsen und Grund zusammen.

Daß sich Wörter, die allerlei Laute bezeichnen, zu den hier aufgezählten gesellen, läßt sich wohl denken. Von Wurzeln mit m oder n sind einige

schon erwähnt worden; doch sind auch ganz specielle Thierlautbezeichnungen anzuführen, z. B. mugire, brüllen. Einen ganz unbewältigbaren Umfang nimmt eben diese Begriffsabzweigung bei der Gruppe an, die wir an grinsen angeschlossen haben. Wie grin, so bedeutet auch schon die entsprechende griechische Wurzel: wiehern, und zwar neben Zähneknirschen. Ebenfalls verwandt ist das lateinische hinnire, wiehern, aber auch grunnire, grunzen. Es ist unmöglich, die ungeheure Menge von angrenzenden Wurzeln, welche die verschiedenartigsten Töne bezeichnen, auch nur andeutungsweise zu berühren. Es genügt, auf die Verwandtschaft mit grollen, mit brummen und brüllen, ja mit dröhnen und stöhnen, und selbst donnern hinzuweisen.[99]

Der Laut in seiner Mannigfaltigkeit auf der einen Seite, die Menge der nicht nothwendig lauten Bewegungen auf der andern, finden in dem Gesammteindrucke der mit einem Laute verbundenen Verzerrung des Mundes ihren Mittelpunkt. Man kann, aus mehr als einem Grunde, nicht annehmen, daß das Wiehern des Pferdes, das Brüllen des Rindes der ältere, die im menschlichen Gesichte

wahrnehmbare Veränderung der jüngere Begriff sei. Welcher Antheil dem Gehöreindrucke bei dem Zustandekommen des ersten Wortes zuzuschreiben ist, kann vielleicht fraglich gefunden werden. Aber bemerkenswerth ist es, daß es gerade die an sich eindrucksvollsten Laute nicht sind, die in den ältesten Bezeichnungen mitenthalten zu sein scheinen. Gewiß ist ferner, daß, wenn auch eine Art von Anziehung von Seiten des ausgedrückten Naturlautes in der Folge einige Aehnlichkeit bewirkt haben mag, doch an eine ursprünglich unterscheidende Bezeichnung der verschiedenen gehörten Laute nicht gedacht werden darf. Es kann überhaupt nur ein Object an den Anfang der Sprache gesetzt werden, nicht mehrere. Dies eine Object war ganz unzweifelhaft nicht bloß ein Gehöreindruck; aber es ist wahrscheinlich, daß ein Gehöreindruck mit demselben verbunden war. Das erste Sprachobject trifft endlich aller Wahrscheinlichkeit nach mit demjenigen selbst zusammen, wodurch es zum Ausdrucke kam: es war eine dem ersten Sprachschrei, der ersten Sprachbewegung vielleicht völlig gleichende gesehene und gehörte Bewegung eines menschlichen Mundes.

Da in diesem Anfange die Sprache mit ihrem Objecte zusammenfiel, so wurde sie verstanden; oder richtiger, sie wirkte ebenso, wie das Dargestellte: denn die Absicht, etwas mitzutheilen, was verstanden werden sollte, hatte der Mensch noch nicht. Aber schon mit diesem ersten Augenblicke trat Differenziirung, Sprachgebrauch und Begriffsentwickelung mit ganz ähnlichen Folgen in das Leben, wie sie in der Sprache aller Zeiten zum Vorschein kommen. Der Laut erfolgte bei Gelegenheit einer etwas andern Geberde, für deren Verschiedenheit noch kein Sinn vorhanden war. Auch der Laut selbst veränderte und vervielfältigte sich, jedoch ohne von Anfang an auf verschiedene Objecte vertheilt zu sein. Diese Vertheilung erfolgte erst, wenn bei hinlänglicher Unterscheidbarkeit der Objecte sich ein numerisches Uebergewicht für einen der Laute zufällig hergestellt hatte. Da alle diese Vorgänge gemeinsam waren, so wurde das Verständniß niemals unterbrochen. Der Sprachlaut erinnerte in Folge der Bedeutungsvertheilung nun Alle an etwas Verschiedenes, wie er vorher nur an Eines erinnert hatte.

Diese Vorgänge, von denen ich hier mit wenigen Worten noch zu sprechen habe, gehören der verborgensten Urzeit an; sie bilden das eigentliche, innerste Heiligthum der Sprache und des Geistes, die Stätte wo der heilige Funke der Menschenvernunft aus ewigem Dunkel zuerst entsprang. Und dennoch sind auch diese Regionen nicht auf immer für uns in Nacht getaucht. Es ist ein stolzer und hoffnungsvoller, das menschliche Denken zu kühnem, männlichem Streben aufrichtender Gedanke, der uns spornen kann, unablässig die Natur auch um ihre letzten Räthsel zu befragen und an der endlichen Lösung auch ihrer tiefsten Geheimnisse nicht muthlos zu verzweifeln, wenn wir sehen, daß die Geschichte uns den Einblick in jene wunderbaren Thatsachen nicht weigert, und daß eine exacte Wissenschaft von den ersten Anfängen der Sprache nicht nur möglich, sondern wirklich gegeben ist.

Wir finden in unmittelbarer Verbindung mit den oben aufgeführten, den Anlaut m zeigenden Wortreihen das griechische *myô*, mit der Bedeutung „den Mund verschließen, die Augen schließen, blinzeln." Wie werden wir den Zusammenhang mit

jener Wortreihe, wie die zeitliche Aufeinanderfolge der Bedeutungen zu erklären haben? Ich denke, doch wohl so, daß das Verschließen des Mundes, das Zusammenpressen der Lippen der ursprünglich in dem Worte *myô* enthaltene Begriff gewesen sei, und daß die rasche Wimperbewegung beim Oeffnen und Schließen des Auges der Wahrnehmung eine so große Aehnlichkeit darbot, daß man (und wie es scheint, von jeher[100]) auch dies durch *myô* bezeichnete, gleichsam als ein Zusammenkneifen der Augenlieder. Hierauf deutet schon die nahe Verwandtschaft mit *myzaô*, saugen, mit *myzô*, stöhnen, mit *myeô*, in das Geheimniß der *mystêria* einweihen (eigentlich: raunen), mit *mythos*, Rede, und vielen andern, die alle eine Bewegung des Mundes schildern. Wenn nun aber ebendasselbe *myô* auch das Sichschließen der Wunde bedeutet, so ist hier augenscheinlich die klaffende Wunde als ein offener Mund angeschaut, wie es, freilich mit bewußter Vergleichung, auch bei Shakespeare heißt:

„sweet Caesar's wounds, poor, poor, dumb mouths."

Mys, *myax*, die Mießmuschel, welche ihre beiden Schalen zusammenschließt, überhaupt die Muschel,

was ist sie anders, als ein ebensolcher Mund? *Mys, myôn* heißen ferner Muskel, Maus der Hand; ebenfalls das, was sich wie ein Mund öffnet und schließt. Und wenn wir nun das deutsche Wort Mund in älterer Zeit zugleich mit der Bedeutung „Hand" vorfinden, wie das verwandte lateinische manus, so will ich zwar nicht eben behaupten, daß das Wort unmittelbar auf Hand übertragen, die Hand als ein Mund, der sich öffnen und schließen läßt, gefaßt sei; aber der Weg von dem Begriffe „den Mund schließen" auf „die Hand schließen," scheint mir völlig nachweisbar. Finden wir endlich Wörter, die von dem Schließen der Hand auf das Zusammendrücken vermittelst derselben, von da auf das Zusammenfassen, von da auf das Verbinden, und endlich auf die unübersehbare Reihe von Begriffen langsam übergehen, die wir zum Theil, aber freilich nur zu sehr kleinem Theil, schon in ihrem Zusammenhange mit dem Begriffe des Verbindens beobachtet haben: so läßt sich an diesem ganzen Processe schwerlich noch etwas mißdeuten.

Wie verhält es sich aber mit beißen, mit

mordeo? Ich sehe nicht ein, warum es sich damit anders verhalten sollte. Wenn bhid sowohl das Beißen, als das Zerreißen z. B. mit den Händen ausdrückte, so konnte es sehr wohl von der Vorstellung der zusammengekniffenen Lippen ausgegangen sein. Und mard, das das Zerreiben mit den Fingern, das Reiben und Aufstreichen neben dem Beißen bedeutet, konnte ebensowohl dereinst das letzte allein bedeutet haben. — Die Wurzel bhrag heißt brechen, und wir haben sie zugleich in mancherlei Formen bis zur Benennung von Flamme und Farbe, Blitz und Licht verfolgt. Aber sie zeigt auch Abzweigungen mit der Bedeutung essen, und das Brechen, das sie darstellt, kann daher sehr wohl ein Brechen mit den Zähnen sein.

Man wird bemerken, daß der Anlaut der ebenerwähnten Wurzeln, deren Abkömmlinge, wie ich kaum erst erwähnen muß, nach Tausenden zählen, in den Lauten m oder b besteht. Aber auch Wurzeln wie da und dak bedeuten beißen, und von diesen läßt sich ganz dasselbe wie von jenen mit Lippenlauten beginnenden sagen. Wenn der Sprachlaut dereinst ein Nachbild der Bewegung des Mundes

gewesen ist, die er ausdrückte, so konnten leicht mehrere Laute die gleichen Dienste thun; denn die Sprachlaute bestehen ja eben alle aus Bewegungen des Mundes. Ja es ist nicht unmöglich, daß einzelne Bewegungen eine speciellere Nachbildung in den Sprachlauten finden, daß z. B. das l in lecken, in lingua die Bewegung der Zunge, namentlich das Herausstrecken derselben, der Lippenlaut in blasen den aus halbgeschlossenen Lippen ausströmenden Hauch, das n in niesen, schnarchen, schnüffeln die Betheiligung der Nase bei der Bewegung wiedergeben soll. Nur ist eine solche Specialisirung gewiß nicht ursprünglich, vielmehr bloß als eines der wunderbar feinen Motive anzusehen, die sich in die Feststellung der Sonderbegriffe einmischen; wie denn z. B. in lingua das l aller Wahrscheinlichkeit nach sehr jung ist, und in dem griechischen *myktêr*, Nüstern, Nase, Nasenrümpfen, einem deutlich aus der verzerrenden Bewegung des Gesichts entwickelten Worte, nur wieder jenes allgemeine, auch die Mundbewegung beim Stöhnen, Saugen, Beißen u. s. w. ausdrückende m zum Vorschein kommt. Bei einem andern Objecte, als der Bewegung

der Sprachorgane selbst, ist ein solches Nachbilden gar nicht denkbar; und falls man etwa geneigt sein sollte, bei der ersten Differenziirung des Lautes solche Unterscheidungen, wie die, ob das Geschilderte eine Bewegung der Lippen oder der Zunge gewesen, als wirksam anzunehmen, so fällt die Möglichkeit einer solchen gleichsam motivirten Differenziirung sofort weg, sobald der Sprachlaut von der Bewegung des Antlitzes auf eine sonstige übergeht, und überhaupt aus seinem Keimzustande heraustritt.[101]

Ebenso möchte ich es als eine Frage von kaum erheblicher Wichtigkeit betrachten, in wiefern z. B. in *myô*, die Lippen zusammenbeißen, in *myzô*, stöhnen, und mugio, brüllen, auch der Schall durch den Sprachlaut wiedergegeben werden solle? Wenn der Sprachlaut die gehörte und gesehene Lautbewegung selbst war, so ist es eine müßige Distinction, zu fragen, ob der Schall oder die ihn hervorbringende Bewegung nachgeahmt worden sei. Genug, daß nur solche Laute wiedergegeben werden, die unmittelbar in den Bereich der Articulation fallen, ich möchte sagen, nur articulirte Laute, und daß sie nur im Momente der Sichtbarkeit

wiedergegeben werden. Hieraus folgt, daß, weit entfernt einer sogenannten Lautmetapher zu bedürfen, d. i. eines Sprunges von dem Hörbaren auf ein vermeintlich ähnliches Sichtbare (wobei bis zum Ueberdrusse der Vergleich der rothen Farbe mit dem Trompetenstoß angeführt zu werden pflegt) die Sprache ganz im Gegentheile sofort in dem ersten Moment ihres Erscheinens sich auf ihrem eigensten Gebiete, dem des Gesichtssinnes befindet.[102]

Blicken wir noch einmal auf die Probleme zurück, die sich in mancherlei Gestalt von den dunkelsten Zeiten bis auf die Gegenwart herab an das Wunder der Sprache knüpfen, so zeigt sich auch hier, wie so oft in der Geschichte der menschlichen Forschung, daß unter Gegensätzen und Meinungskämpfen die Keime der Wahrheit auf vielen Punkten zerstreut vorhanden sind, und der wahre Sinn einer Richtung, einer Parteianschauung, wohl auch des Gedankensystems eines Einzelnen nicht einmal richtig verstanden und gewürdigt werden kann, bis der ganze große Proceß zu Ende gespielt, das allen diesen Bestrebungen zu Grunde liegende Bedürfniß befriedigt, und die Fragen, um welche viele

Geschlechter gekämpft, zu ihrer endlichen Lösung gelangt sind.

Fast auf alle über das Wesen und den Ursprung der Sprache seit dem Alterthum erhobenen Fragen kann man ebensowohl mit Ja als mit Nein antworten. Sind die Worte Produkte der Natur oder der Willkür? Beides, und beides nicht. Kein Wort hat naturnothwendig seine bestimmte Bedeutung; insofern sind sie alle willkürlich: aber keines ist zu seiner Bedeutung durch menschliche Willensthätigkeit gekommen. Die Vorstellungen von Natur und Willkür haben sich uns unvermerkt unter der Hand verändert; sie sind uns nicht mehr, was sie den Griechen gewesen sind. Wir können der Grundanschauung nach in Beziehung auf diesen Gegensatz ebensowohl Plato als Aristoteles, Demokrit nicht weniger als Epikur beistimmen. Wenn Plato und Epikur, beide in sehr abweichendem Sinne, ursprüngliche Bestandtheile von secundären unterschieden, und nur die ursprünglichen der Natur entstammen ließen, so liegt in dieser speculativen Unterscheidung eine noch tiefere Wahrheit, als sich in dem Gegensatze der

Wurzeln und abgeleiteten Wörter verwirklichte. Man kann den ersten Laut der Sprache einen Naturlaut nennen, man kann ihn wie Epikur seine Urwörter auf eine „natürliche Regung" zurückführen; man muß jedoch ebensosehr dem Urtheile des Aristoteles beipflichten, wenn er, offenbar unter kritisirender Anspielung auf Plato's Ansicht, mit seiner gewohnten Kürze sagt: von Natur sei kein einziges Wort. Aber unter Allem, was die Speculation über die Sprache an tiefsinniger Wahrheit geahnt und verkündet hat, ist nichts so bedeutungsvoll, als das prophetisch am äußersten Anfang aller europäischen Sprachbetrachtung stehende, und obwohl viel bewunderte, doch vielleicht noch immer nicht völlig und nach Verdienst gewürdigte platonische Gespräch Kratylos.[103] Plato erkennt in den Urlauten der Sprache Nachahmungen. Diese sind freilich durchaus reflectirt; sie haben den bewußten Zweck der Bezeichnung, der Mittheilung. Die Abhängigkeit des Denkens von der Sprache wird nicht geahnt, geschweige die Priorität der Sprache; ja es wird aus der bei der Sprachschöpfung wirksamen Vernunft geradezu auf die

Entbehrlichkeit der Worte für die Erkenntniß der Dinge geschlossen. Diese Auffassung kann vom Standpunkte Plato's auch gewiß nicht überraschen. Plato neigt durchaus zu der Ansicht, daß der Mensch sich auf Erden in einem gesunkenen Zustande befinde; das Alterthum erscheint ihm in einem verklärten Lichte, die alten Dichter und Weisen, die Sagen der Vorzeit bergen ihm eine in Räthsel gehüllte, halbverlorene, tiefe Wahrheit. So scheinen ihm denn auch die uralten Sprachschöpfer, obwohl nicht mit übernatürlichen Kräften begabt, sondern Menschen und fehlbar, doch in Folge einer philosophischen Grundansicht über die Welt die Urbegriffe ihrem Systeme gemäß gewählt und aus der Masse der Dinge mit hoher Weisheit, mit einer Kunst, die er als die seltenste von allen bezeichnet, ermittelt, und die treffendste Nachbildung durch Buchstaben und Combinationen von Buchstaben festgestellt zu haben.

In der That hat alles Menschliche eine solche Beschaffenheit, daß es nur entweder als Entartung oder als Entwickelung begreiflich wird. Es sind überall in uns Ansätze zu einer höheren Voll-

kommenheit, die entweder noch nicht erreicht, oder verloren und zerstört sein muß. Wir sehen uns mitten auf einem Wege, und können nur zweifeln, ob, was wir an seinem fernen Ende sehen, unser Ziel oder unser Ausgangspunkt sei. Plato, der einem tiefen Zuge der menschlichen Seele, und mehr noch vielleicht einem mächtig eingedrungenen Völkerglauben folgend, ein verlorenes Paradies „träumte", setzte auch die Sprache nicht aus unvollkommeneren, sondern im Gegentheile aus reineren, die Außenwelt richtiger darstellenden, einer ungetrübteren und schärferen Erkenntniß entsprungenen Elementen zusammen. Aber die Art, wie er die Dinge durch die Sprache nachgeahmt werden läßt, ist höchst merkwürdig und geht von einer Anschauung aus, deren Eigenthümlichkeit kaum bemerkt oder in ihrer Bedeutsamkeit erkannt worden ist. Ein Geist wie dieser, einer der wunderbarsten, die in einem griechischen Haupte dachten, ein bevorzugter Sprosse jenes Volkes mit den „sonnenhaften Augen"[104] — ein Solcher konnte unmöglich in dem Schalle das nachzuahmende Wesen der Dinge sehen; er, dem sogar das ewige Urwesen eines

jeden Dinges eine „*idea*“, ein Bild war. „Wenn wir keine Stimme und keine Zunge hätten,“ sagt er,[105] „und uns doch die Dinge mittheilen wollten, würden wir nicht, wie jetzt die Stummen, mit den Händen, dem Kopfe und dem übrigen Körper Zeichen geben? Wollten wir oben oder leicht ausdrücken, so würden wir, denke ich, die Hand zum Himmel heben, und so die Natur der Sache selbst nachahmen; für unten oder schwer würden wir auf die Erde deuten; wollten wir ein laufendes Pferd oder anderes Thier ausdrücken, so würden wir unsern Körper und unsere Haltung demselben so ähnlich als möglich machen. Da wir uns nun aber mit Stimme, Zunge und Mund ausdrücken wollen, so muß die Nachahmung durch diese geschehen. Aber nicht jede Nachahmung mit der Stimme ist ein Nennen; denn sonst würde auch der, welcher Schafen, Hühnern und andern Thieren nachahmt, nennen. Auch die Musik ist eine Nachahmung mit der Stimme, aber kein Nennen. Die Dinge haben Klang und Gestalt, vielfach auch Farbe; das Eine ahmt die Musik nach, das Andere die Malerei. Aber haben sie

nicht außerdem ein Wesen? Ja, haben nicht auch Farbe und Klang selbst, und Alles, wovon man sagen kann „es ist," ein Wesen? Dieses Wesen mit Buchstaben und Silben nachahmen, ist Benennen." Es gibt nach Plato viele Urwörter, und man muß untersuchen, ob ihr Laut ihr Wesen ausdrückt. Er fängt mit den Buchstaben an, und glaubt z. B., daß die Bewegung durch r nachgebildet worden sei, weil der Wortbildner „erkannte, daß die Zunge dabei am Wenigsten ruhe, am Meisten in Bewegung sei;" „das Zusammendrücken und Stemmen der Zunge beim d und t scheint der Wortbildner für die Nachahmung des Bindens und der Ruhe brauchbar gefunden zu haben."

Ich möchte glauben, daß die Theorie der Schallnachahmung nur durch Mißverständniß aus Plato's Ausdruck „Nachahmung mit der Stimme" hervorgegangen ist. Noch im späten Alterthum ist *phônê* nicht nur der Schall im Sinne des Gehöreindrucks, sondern etwas ganz Reelles, Körperliches. Die Ansichten der Stoiker von der Schallbildung sind von der Art, daß die heutige Wissenschaft sich wörtlich zu ihnen bekennen kann. „Wenn

die Luft von dem Hauche getroffen wird, so bewegt sie sich wellenförmig in senkrechten Kreisen in den unendlichen Raum, wie ein von einem Steine getroffenes Wasser; nur wird dieses kreisförmig bewegt, die Luft aber kugelförmig." Man glaubt einen Naturforscher unserer Tage in diesen Worten zu hören, die uns ein alter Schriftsteller[106] als Meinung der Stoiker aufbewahrt hat. — Außerdem war in *phônê* auch der Begriff der Bewegung der Stimmorgane, der Stimme als physiologischen Vorgangs, ja der Begriff Sprache mit eingeschlossen. Wie leicht mußte daher eine Nachahmung m i t d e m S c h a l l e in eine Nachahmung d e s S c h a l l e s übergehen, und „mittels des Schalles" von „mittels der Stimmorgane" oder „mittels der Sprache" scharf zu unterscheiden, war kaum möglich. Aber Plato hatte ohne Zweifel nichts Anderes sagen wollen, als daß die Sprache eine Nachahmung durch Bewegungen, eine Mimik mittels der Sprachorgane sei. Freilich dachte er hierunter eine s y m b o l i s i r e n d e Mimik, indem er dasjenige, was nachgeahmt wird, im Gebiete des Denkens, anstatt der Sinne, oder vielmehr

des Gesichtssinnes, suchte. Auch hat er sich — wie es bei solchen Ahnungen zu geschehen pflegt — durchaus nicht auf der Höhe seines Gedankens gehalten; er verirrt sich soweit, die Wahl einiger Laute aus der Achnlichkeit der Gestalt des Schriftzeichens mit den symbolisch zu bezeichnenden Gegenständen zu erklären.[107] Wir finden einen solchen Mangel an historischer Perspective höchst wunderlich. Aber das Alterthum dachte Sprache und Schrift wegen der Aehnlichkeit der Wirkungen für die Mittheilung überhaupt näher zusammen, und schrieb ihre Erfindung öfters demselben Gotte zu; wie die moderne Welt zwei nicht minder heterogene Dinge, die Buchstabenschrift und die Buchdruckerkunst, zuweilen in einen allzunahen Gedankenzusammenhang bringt.[108]

Was Plato übrigens von der Nachahmung der Thierstimmen sagt, ist nicht etwa gegen eine Erklärung der Sprache aus einer derartigen Nachahmung gerichtet — eine solche existirte noch nicht[109] — sondern es wird nur zum Zwecke der richtigen Definition der Unterschied des Sprechens von einem solchen etwa zum Scherz geübten Nach-

ahmen des Thierschreies aufgesucht. Endlich ist für die Beurtheilung der platonischen Stelle wohl auch noch in Betracht zu ziehen, daß dem ganzen Gange der menschlichen Entwickelung gemäß die Betrachtung der Bewegung der Organe beim Sprechen in eine sehr alte Zeit zurückgeht, und daß die feinen Beobachtungen des frühen Alterthums hierüber mit dem auf das Mienenspiel so vorwiegend gerichteten Interesse der Urzeit selbst zusammenhängen.

Die in der altindischen Grammatik aufgetauchte Frage: warum ein bestimmter Hauptwortbegriff von diesem und keinem andern Thätigkeitsbegriffe abstamme? ist vielleicht diejenige, auf welche in der Geschichte der Sprachforschung am Wenigsten eine befriedigende Antwort zu finden ist. Dieselbe darf durchaus nicht mit der Frage der Synonymie und Homonymie verwechselt werden: denn diese kommt zuletzt auf die allgemeine Frage zurück, ob und warum ein bestimmter Laut einem bestimmten Begriffe entspreche? [110] Wir haben gesehen, wie die Inder sich in Betreff des Wechselverhältnisses der Begriffe von Haupt- und Zeitwörtern dabei beruhigten,

daß es in der historisch gegebenen Sprache nun einmal so ist, und wie die moderne Sprachwissenschaft ihnen hierin beistimmte und in der Bildung eines Wortes aus einem Grundbegriff etwas Willkürliches, allen Gesetzen sich Entziehendes erblickte, was nur durch empirisch geschichtliche Forschung für jeden einzelnen Fall ermittelt werden könnte. Dies ist ein Irrthum. Nur das Verhältniß von Laut zu Begriff, nur die jedesmalige Wahl eines bestimmten Lautes ist ein Ergebniß — nicht der Willkür, aber des Zufalls. Das Verhältniß der Begriffe zu einander, die Entstehung aus bestimmten Grundbegriffen, ist gerade bis in das Einzelnste gesetzlich, mehr als irgend etwas in der Sprache, und enthält das Grundgesetz der menschlichen Geistesentwickelung selbst. Der Begriff entsteht immer aus einem andern, dessen ungefähren Ort man im Allgemeinen mit Sicherheit vermuthen kann. Er läßt sich, vielfach auf Umwegen, aber stets sicher, auf einen kleineren und immer kleineren Kreis zurückverfolgen, und strebt unausbleiblich dem Punkte zu, wo es kein Denken und kein Sprechen mehr gibt.

V.

Die Gesichtswahrnehmung, deren Ausbildung den Vorzug des Menschen vor dem Thiere bildet, ist nicht mit einem schärferen Gesichtssinn zu verwechseln. Hierin mögen manche Thiere ihn übertreffen. Es ist das, was man das Vermögen der Anschauung nennen könnte, ein Sinn für die Gestalt und deren Unterschiede, welcher das Wesen des plastischen Talentes ausmacht, und auch in der Poesie als Anschaulichkeit zu Tage tritt. Wer mit dem Studium bestimmter Gestalten vertraut ist, der bemerkt besondere Unterschiede, die Anderen, in Betreff des Sinnesorgans vielleicht besser Begabten, entgehen. Ganz Anderes sieht der Kenner in einer osteologischen Sammlung, oder in einem Kunstcabinet, der Architekt an einem Gebäude, als der Ungeübte, der nur den Gesammteindruck empfängt und von den Einzelnheiten Nichts bemerkt. Wie

solchen höheren, außergewöhnlichen Anforderungen der unentwickeltere Mensch, so steht der Welt mit ihren mannigfaltigen Gestalten im Ganzen das Thier gegenüber: es hat eine Zeit gegeben, wo der Mensch die Welt kaum anders empfand. Die erste Periode der Sprache ist die, in welcher sich das Vermögen der Anschauung entwickelt, und an dieser Entwickelung ist die Sprache wesentlich betheiligt. Alles Denken ist, durch Vermittlung der Sprache, aus der Wahrnehmung durch den Gesichtssinn hervorgegangen. Eine eigentliche Denkfunction besteht nicht. Der Begriff ist die in Folge tausendjähriger Gewohnheit um den Sprachlaut vereinigte Gruppe von Empfindungserinnerungen, welche dem Individuum überliefert, zum Theil von ihm wiedererlebt, zum Theil auch durch hinzugekommene Erlebnisse in ihm ewig verändert wird. Nur insofern diese, die Empfindungs- und Bewegungscentren zugleich in Anspruch nehmende, Complication allerdings an etwas Räumliches gebunden sein muß, ist es noch möglich von einem Denkorgane zu reden.

Was das Verhältniß des Thieres zum Menschen betrifft, so scheint mir der Geisteszustand

des Thieres theils zu niedrig, theils aber auch zu hoch aufgefaßt worden zu sein. Man hat den Vorzug des Menschen in die Vernunft gesetzt, und in dieser nichts als ein Vermögen der Abstraction, des Allgemeinen, auch wohl des Uebersinnlichen gefunden, Anschauung aber den Thieren ganz ebenso wie den Menschen zugeschrieben. Aber wenn wir unter Anschauung — jede schulphilosophische Anwendung des Wortes bei Seite gesetzt [111] — das Vermögen verstehen, die sichtbaren Gestalten in ihren Unterschieden zu erkennen, so zeigt die Sprachgeschichte, daß selbst der Mensch dies Vermögen nur sehr langsam entwickelt hat. Ueberhaupt ist das was den Menschen namentlich auszeichnet, ein gesteigertes Vermögen der Unterscheidung. Ferner hat der Mensch, im Gegensatze gegen das Thier, Erinnerung von ganz anderem Umfange und auch verändertem Wesen, und im Zusammenhange damit ein Leben voll Bewußtsein. So groß nun diese Gegensätze auch sind, so sind sie doch auf der andern Seite nicht Grund genug, den Menschen vom Thiere anders als nur graduell verschieden aufzufassen: im Gegentheile, da sie sich

erst in der Geschichte einstellen, und deutlich von der Sprache veranlaßt zeigen, so wird hiermit der Uebergang zwischen Thier und Mensch gleichsam geschichtlich.

Bei der Beurtheilung der Intelligenz der Thiere aus ihren Handlungen müssen wir drei ganz verschiedene Quellen der wirklichen oder scheinbaren Vernunftähnlichkeit derselben unterscheiden.

Den meisten Antheil an wahrhaft menschlicher Vernunft haben diejenigen Thiere, die einen Theil derselben im Umgange mit dem Menschen wirklich annehmen. Dieser Antheil hat selbst wieder einen mehrfachen Ursprung. Da die Vernunft an das Wort gebunden ist, so ist das Hausthier, das auf das Wort folgt, oder selbst zwischen diesem Pflichtgebot und einem natürlichen Antriebe seiner Begierden schwankt, in diesem Augenblick wahrhaft vernünftig. Der Grad, bis zu welchem einzelne begabte Hausthiere die menschliche Rede verstehen lernen, ist wirklich erstaunlich, und vielleicht noch merkwürdiger die bei Hunden sichtlich wahrnehmbare Bemühung, die an sie gerichteten Worte zu verstehen, welche mit dem hingebenden, der menschlichen Liebe bedürftigen Wesen dieses

Thieres zusammenhängt. Es gibt kaum ein wunderbareres Verhältniß auf Erden, als dieser Anschluß des thierischen Gemüthes an den Menschen und die Erhebung zu einer höheren Geistessphäre, die dem Thiere hiermit zu Theil wird. Höchst treffend und sinnvoll hat Bacon gesagt, der Mensch sei der Gott des Hundes, sein Vertrauen auf den Menschen sei ihm eine Art Gottvertrauen.[112] Es scheint in der That, als ob der Gehorsam gegen den Menschen dem Hunde Religion sei, als ob in der Hingebung, mit der der Hund das Wort des Herrn wie eine wahre Pflicht übt, seine Genüsse und sein Leben ihm uneigennützig opfert, und in seinem Lob und seinem Beifall einen süßen und stolzen Lohn findet, etwas von der Sehnsucht liege, die das auf Erden zu einsamer Höhe gestiegene menschliche Herz zu himmlischen Idealen führt, etwas von dem Bedürfniß der Liebe zu einem ähnlich geglaubten oder gefühlten, sympathetisch verständlichen, doch höheren Wesen. Ich halte dies so wenig für ein bloßes Bild, daß manche Erscheinung in dem religiösen Leben der Menschheit mir

unerklärlich scheinen würde, ohne dieses sichtliche, sinnlichere und mehr elementarische Urbild, ohne die Erfahrung, daß es den niedrigeren Gattungen Bedürfniß ist, eine höhere zu lieben, sobald dieselbe in lebendige Berührung mit ihnen tritt und sich ihnen gleichsam offenbart; ein Bedürfniß, das das der Gattungsentwickelung selbst ist, und worauf wesentlich der Zauber beruht, den der Mensch auf die gesammte Thierwelt ausübt, der er freilich selten als ein wohlthätiger Gott gegenüber tritt, häufig als ein grausamer Dämon.

Das Hausthier pflegt, wie man leicht beobachten kann, auch an seinem Theile einige Unterhaltung mit dem Menschen. Es knüpft das Verhältniß mit ihm im kindlichen Alter an, wo es in ihm seine zweite Mutter sieht, hat aber ihm gegenüber Gelegenheit zur Aeußerung durch Laute, wie sie ihm der Umgang mit seines Gleichen niemals bietet. Es antwortet auf den Zuruf, gibt auf Befehle sein Einverständniß oder seine Unlust durch Töne, und zwar, wie ich bestimmt bemerkt habe, durch deutlich unterschiedene zu erkennen; ruft seinen Herrn herbei; fordert dessen Begleitung, und daß er ihm z. B. eine Thür

aufmache; der Hund geht so weit, seinem Herrn durch Bellen eine nur diesen interessirende Nachricht zu geben. Ein englischer Schriftsteller hat das Bellen des Hundes überhaupt als einen solchen Sprechversuch bezeichnet, gestützt auf die Thatsache, daß der Hund, wo er, wie in Amerika, in ursprünglicherem Zustande aufgefunden ward, nicht bellte. Gewiß ist, daß das Thier von dem sprechenden Menschen in Mitleidenschaft gezogen wird, daß in geringerem Maße dasselbe mit ihm vorgeht, wie mit dem Kinde. Was Renan von dem Verhältniß der Taubstummen zu ihrer Umgebung gesagt hat: „das Bewußtsein sei ansteckend“, gilt in gewissem Sinn auch von den Thieren. Besonders beachtenswerth ist hier das Sprechen der Vögel, weil diese zur Nachahmung der Laute besonders günstig organisirt, zum Aussprechen von wirklichen Wörtern abgerichtet werden können, und namentlich auch wegen des bei ihnen mehr als bei den Säugethieren vorwiegenden Gesichtssinnes, der es ihnen wohl möglich machen könnte, eine Art von Begriffsbild bei dem gelernten Worte zu fassen, und insofern zu denken, wenn die Dressur entsprechend eingerichtet wird.

Abgesehen von der unmittelbaren Einwirkung des Wortes, welche dem Thiere in lichten Augenblicken momentane Vernunft verleihen kann, werden Hausthiere begreiflicherweise auch schon fähiger geboren, nachdem so viele vorausgegangene Generationen in der Nähe des Menschen gelebt haben. Der Zeitpunkt, wo diese Annäherung zuerst eintrat, ist nicht genau zu bestimmen, aber doch noch in gewissem Sinne historisch, und die Untersuchung über die allmählich eintretende Steigerung der thierischen Fähigkeiten wenigstens innerhalb bestimmter Völkergebiete vielleicht noch möglich.[113]

Von dieser Sphäre ganz zu unterscheiden ist der bloße Schein der Vernunft, der sich in den Instincten gerade der niedrigeren Thierarten zeigt. Man muß diese Instincte nur genauer, nach ihren engen und fest bestimmten Kreisen, nach ihrer Unveränderlichkeit, selbst wo sie dadurch unzweckmäßig werden, andererseits aber auch nach ihrer überraschenden Zweckmäßigkeit innerhalb ihres Kreises betrachten, welche unmöglich Resultat der Berechnung des Thieres selbst sein kann, um einzusehen, daß man es hier mit etwas von der Ver-

nunft radical Verschiedenem zu thun hat. Seltsamerweise hat gerade die materialistische Richtung in der Naturforschung diesen Gegensatz zu verwischen gesucht, und der Biene, der Ameise einen Verstand zugeschrieben, der nicht viel weniger als menschlich ist, aber, von solchen Principien aus, eher übermenschlich sein müßte. Die Biene, die ihre bewundernswerthe Zelle baut, kann unmöglich wissen, was sie thut, und warum sie es thut. Die Instincte sind etwas rein Mechanisches, sie unterscheiden sich von dem Ineinandergreifen unserer inneren Organe zur Athmung, zum Blutumlauf, zur Assimilation und Ernährung, zum Sehen, Hören und endlich auch Denken, nur dadurch, daß dort der Mechanismus nicht in eine Hülle, ein Individuum eingeschlossen, sondern auf viele einzelne unverbundene Individuen vertheilt ist. Wir verstehen freilich einen solchen an losen Fäden neben einander her schwirrenden Mechanismus noch nicht; aber es fehlt auch noch viel, daß wir unsre eigene Maschine verstünden. Wie ist unser Organismus mit aller seiner unendlichen Zweckmäßigkeit entstanden? Nur seine mühsam ermittelte Geschichte

wird dereinst Auskunft über ihn geben, wie die Geschichte der Sprache über die Zweckmäßigkeit in ihr. Die Organismen des Bienenstaates, der Vogelwelt haben ebenfalls ihre Geschichte; wir werden sie wohl dereinst erfahren: aber der Vernunft der Biene und des Vogels verdanken sie ihre Entstehung so wenig, wie unser Organismus der unsern. Die Vernunft ist in uns selbst nur etwas Theoretisches; sie sieht uns handeln, sie handelt nicht in uns. Was in uns handelt, ist ebenfalls das Instinctive, das Thierische, das Mechanische; wir können uns nur aus der thierischen Natur, als der primitiveren, erklären, nicht umgekehrt.

Es bleibt demnach, zu wirklicher Vergleichung mit der menschlichen Vernunft, nur die dritte Art der Aeußerung thierischer Intelligenz übrig, die vorzugsweise bei den höherstehenden Gattungen gefunden wird, welche sich selbst überlassen sind und wenigstens nicht generationenweise unter dem Einflusse des Menschen stehen. Auch hier müssen wir uns sehr vor Mißdeutung derjenigen thierischen Handlungen hüten, die uns zwar mit dem Thiere gemein, aber darum bei diesem keineswegs als

menschliche und vernünftige, sondern in ihrem Grunde auch bei uns als blind instinctive anzusehen sind. So wenig als wir eines Vernunftschlusses bedürfen, um Nahrung zur Stillung unsres Hungers zu verwenden, ebensowenig beruhen die oft sehr richtigen Bewegungen der Thiere auf weiser Berechnung. Monboddo hat bekanntlich den Orang-Utang von den Affen abgesondert und unter die Menschen gerechnet. Er wurde dazu einerseits durch unbegründete, übertreibende Nachrichten von den Fähigkeiten und der Lebensweise der höheren Affenarten, wie sie im vorigen Jahrhundert im Schwange waren, andererseits aber auch durch eine unrichtige Schätzung des Verhältnisses zwischen Handlung und Bewußtsein veranlaßt. Ausgehend von der selbst im höchsten Grade zweifelhaften Nachricht, daß der Orang-Utang sich zum Schlagen eines Stockes bediene, berechnete er, wie viel Voraussicht von den Wirkungen eines festen Körpers auf einen andern, und beinahe wie viel mechanische Kenntnisse oder Fechterkunst zu einem solchen Verfahren nothwendig seien. „Wenn weiter nichts mich überzeugen könnte,“ sagt er,

„daß der Orang=Utang zu unserer Gattung gehört, so würde sein Gebrauch des Stocks als einer Waffe allein hinreichend sein . . . Das Thier, welches ihn braucht, muß wissen, erstlich, die Natur des Holzes, daß es ein harter Körper ist; zweitens, daß jeder harte Körper, der auf einen andern Körper mit Gewalt getrieben wird, einen Eindruck macht, der diesen andern Körper sehr beschädigen oder zerstören kann; drittens, daß die Art, wie die menschliche Hand diesen Eindruck auf die kräftigste Weise machen kann, ist, wenn sie einen Stock von mäßiger Länge und gehöriger Dicke an dem einen Ende faßt, und so den Streich versetzt. Alle diese Ideen muß der Orang=Utang aus Beobachtung und Erfahrung gebildet haben, ehe er einen Stock als Angriffswaffe braucht. Ob er in der Kunst, den Stock zu handhaben, so weit gekommen sei, daß er ihn auch zur Vertheidigung und zur Abwehr der Schläge gebrauche, kann ich nicht sagen.“ [114]

Verführerischer ist es, manche zweckmäßige und verständige Handlungen der Thiere aus Schlüssen herzuleiten und ihnen daraufhin Schlußvermögen zu vindiciren. So soll der Papagei, wenn er eine

taube Nuß wegwirft, den Schluß machen: „alle leichten Nüsse sind leer; diese Nuß ist leicht: also ist sie leer.“ Er macht diesen Schluß keineswegs. Die leichte Nuß ist ihm gar nicht mehr Nuß. Sie war es für ihn nur als gehofftes Geschmacksobject. Die Hoffnung war durch den Anblick entstanden, sie ist durch das Gefühl verschwunden; er wirft die Nuß weg: sie hat für ihn zu existiren aufgehört.

„Daß zwei Seiten eines Dreiecks größer sind, als die dritte, wissen auch die Thiere,“ sagten die Alten, und dieser Ausspruch ist ein augenfälliges Beispiel, ein bündiger Ausdruck der Verwechselung zwischen mechanisch richtiger Bewegung und mathematischem Bewußtsein. Und hier tritt denn die Frage uns entgegen, worin ein solches Bewußtsein eigentlich bestehe? was zwischen dem mathematisch denkenden Menschen und dem seinen Sprung nach Distanz und Lage überaus geschickt bemessenden Thiere für ein Unterschied sei? Die Beantwortung dieser Frage erfordert eine ganze Wissenschaft. Wenn sie geschaffen sein wird, so wird man vielleicht einsehen, warum wir über die Grundlage unserer Mathematik noch heute so sehr im Unklaren sind.

Wir werden, angesichts der Vorstellung, welche wir aus der Sprache über die Vernunft gewinnen, von selbst dazu gedrängt, das Geschäft einer kritischen Untersuchung der Vernunft zu erneuern.

Freilich ist es nicht eine Kritik der „reinen" Vernunft, um die es sich hier handelt. Kant, indem er in seiner Kritik die Bedingungen der Erfahrung selbst untersuchen wollte, glaubte diese mit Hülfe der Erfahrung nicht suchen und finden zu können. Ist aber außer derselben sie zu suchen möglich? Er behandelte die Vernunft wie ein Augenglas, dessen Brechungskraft oder Farbe wir feststellen, um bei Beurtheilung der Gegenstände von ihr abstrahiren zu können. Aber die Vernunft ist kein Augenglas, das wir ablegen können, um es zuvörderst selbst zu beobachten: die Vernunft ist das Auge selber. Eine Prüfung der Vernunft durch die Erfahrung an ihr, durch ihre Geschichte, dies ist es, was unser Denken fördern wird; es ist die philosophische Aufgabe der Gegenwart.

„Es genügt nicht länger, dem Denken, diesem bewundernswerthesten aller Triebe, eine bloße Ausbildung, eine, wenn ich so sagen darf, mecha-

nische Zunahme durch ein Jahrtausende lang fortgesetztes Erfahren, Lernen, Entdecken und Erfinden zuzugestehen: wir dürfen uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Vernunft gewachsen, daß sie aus wesentlich andern Geisteszuständen erst entsprungen ist, deren Spuren sie noch jetzt in ihren Functionen aufweist, ja ohne deren Voraussetzung, als Grund und Wurzel ihres Daseins, sie gar nicht lebensfähig wäre. Die Kritik der Vernunft ist unmöglich, die Logik bloße Formel, die Metaphysik haltlos, wenn sie nicht auf diesem geschichtlichen Boden, auf der erfahrungsmäßigen Kenntniß von dem Werden der Vernunft in einer vormenschlichen Urzeit und ihrer Entwickelung bis zu ihrer gegenwärtig uns bekannten Höhe ruhen."
Diese Sätze habe ich vor mehreren Jahren ausgesprochen, im Zusammenhange mit einigen gedrängten Andeutungen über den instinctiven Hintergrund der Vernunft, über die mechanische Grundlage der Mathematik und die Entwickelung des Geistes, sowie der körperlichen Organismen.[115] In dieser letzteren Hinsicht, in Betreff der Theorie der Entwickelung im Allgemeinen, bleibt mir etwas zu sagen übrig.

Daß der Mensch aus einer niedrigeren, thierischen Stufe emporgestiegen sei, hat sich mir mit unumstößlicher Gewißheit aus historischen Betrachtungen ergeben. Daß der geschichtlich nachweisbare Schritt nicht der erste gewesen, daß die übrigen Thierarten ihren gegenwärtigen Standpunkt einem ähnlichen Schicksale verdanken, läßt die Analogie um so mehr schließen, als zwischen geistiger und körperlich organischer Entwickelung ein Zusammenhang und ein tiefgehender Parallelismus besteht. Ich habe jedoch in der Entwickelungsgeschichte der Vernunft keinen „Kampf um das Leben" als Ursache gefunden, und glaube auch nicht, daß die Entstehung eines körperlichen Organismus aus diesem rein negativen Princip jemals erklärt werden kann. Daß ein Thier das andere verschlingt, daß es auf Kosten anderer lebt, wird freilich niemand läugnen wollen; aber daß es durch diesen Proceß, oder gar durch bloße Zerstörung, durch Beseitigung der Concurrenz seinen Gattungstypus verändere, ist nicht wohl begreiflich. Auch scheint Darwin dieses zerstörende Element bloß zur Erklärung des Verschwindens der Mittel-

stufen zu Hülfe genommen zu haben — wozu dasselbe indessen nicht einmal ausreicht — während er den positiven Fortschritt der Natur aus natürlicher Auswahl erklärt. Aber dies ist eine mystische Vorstellung, die das eigentliche Geschehen unerklärt läßt. Er hat mit Recht, und dies ist sein großes Verdienst, auf die gewaltigen Veränderungen aufmerksam gemacht, der Thiere und Pflanzen durch Züchtung unterworfen werden können. Aber statt hieraus zu schließen, daß es auch noch andere Ursachen geben könne, welche langsam wirkend, aber in unendlicher Reihe aufgehäuft, Gestalt und Art bestimmen, machte er die Natur zu einer großen Züchterin und die letzte Wirkung der Entwickelung gleichsam zu einem Resultate ihrer ökonomischen Berechnung. Die Natur erscheint uns freilich weise, ja sie überrascht uns durch eine überall aus ihr hervortretende uns weit überlegene Vernunft. Aber die Natur harmonirt mit unserer Vernunft und übertrifft sie, nicht weil die Natur vernünftig, nicht weil sie vernunftgemäß, sondern weil die Vernunft natürlich, aus der Natur und ihr gemäß entwickelt ist.

Das Princip, wonach Natur und Vernunft sich entwickeln, ist Differenziirung und der durch sie in Wirksamkeit tretende und immer mächtiger anwachsende Zufall. Die Erlebnisse, die sich zufällig an ein Wort schließen, modificiren seinen Begriffsgehalt: die Erlebnisse eines organischen Wesens modificiren seine Form. Der Begriff lebt fort und modificirt sich beständig; das Organische in seinen Folgegeschlechtern ebenfalls. Und so wie es nicht fehlen kann, daß der Mensch stets Neues erlebt und so den Inhalt seiner Begriffe immer steigert, so muß auch die Natur in wechselseitigem Contact sich immer mannichfaltiger gestalten. Innerhalb eines Organismus wiederholt, ist diese Differenziirung die Vervollkommnung selbst, wie steigende Unterscheidung die Vervollkommnung der Vernunft ist. Der ganze Vorgang der Entwickelung des Körpers, wie des Geistes, ist nur die Fortsetzung des individuellen Wachsthums durch die Jahrtausende.

Auch Demokrit und Epikur haben die bestehende Gestalt der Welt als ein Resultat des zufälligen Zusammentreffens der Atome erklärt. Aber wenn man die wunderbaren Wesen betrachtet, die die

Natur wirklich bietet, wenn man auf die unzähligen Einzelheiten sieht, die zur Bildung eines einzigen Auges oder Ohres zusammenstimmen müssen, und die unergründliche Trefflichkeit der Natur erwägt, woneben jedes Menschenwerk als stümperhaft zurückbleibt, indem der Mensch nichts schaffen kann, was dem Stachel der Biene oder dem Gewebe der Spinne an regelmäßiger Feinheit, oder dem Pelzc der Thiere an Zweckmäßigkeit zur Bekleidung gleichkommt: kann man da an eine zufällige Entstehung glauben? Könnte man nicht eben so gut — um ein oft angewendetes Bild zu gebrauchen — von einem dichterischen Kunstwerke glauben, daß es durch zufällige Begegnung der in ihm vorkommenden Buchstaben entstanden sei? Und haben wir nicht in der Wahrscheinlichkeitsrechnung heute sogar ein Mittel, die Größe der Ungeheuerlichkeit zu berechnen, die in einem solchen Glauben liegt?

Allerdings waren diese Einwürfe gerechtfertigt, solange sie einer Lehre gegenüberstanden, die zwar den Einfluß des Zufalls auf die Weltschöpfung erkannte, aber zwei Elemente gänzlich außer Betracht ließ, ohne welche es keine zweckmäßige, d. h. keine

lebendige Welt geben kann. Das erste Element ist das der Zeit, der Succession. Ein plötzliches Zusammenstoßen der Atome in dem Augenblicke der ersten Katastrophe könnte nur Wesen bilden, die sich ewig gleich bleiben, nicht solche, die sich entwickeln. Oder waren solche Gebilde vielleicht nicht von Dauer? Unterlagen sie einem Andrang von außen, einem gegenseitigen Andrang? Nun wohl, dann mußte erfolgen, was wirklich erfolgt, eine beständige Zerstörung und Neubildung. Nehmen wir aber an, daß inmitten dieser Auflösungen sich ein fester Kern bildet, der sich ins Gleichgewicht setzt und dauernd behauptet, der das Andringende, noch Unausgeglichene zu diesem Gleichgewichte heranzieht, der nur das in sich aufnimmt, was sein Gleichgewicht nicht zerstört, und auf diese Weise immer mehr in sich aufnimmt und immer mehr mit sich ausgleicht: was würde dies anders sein, als Assimilation, Wachsthum, Entwickelung? Sehen wir nun ab von der Katastrophe, die die Dinge auf einmal geschaffen, und sie unter beständigen Veränderungen doch immer auf derselben Höhe erhalten, oder, einmal zerstört, in gleicher Voll=

kommenheit oder Unvollkommenheit wieder hergestellt hätte; und lassen wir, ich sage nicht die Welt, aber die ersten ternären Verbindungen, die ersten organischen Keime auf Erden, oder vielmehr im Wasser, durch kosmische Einflüsse entstehen: so ist die Mehrheit solcher an sich ganz gleichen Keime schon die Bürgschaft ihrer Vermannigfachung, und ihre bloße Dauer, nebst der Fortdauer der sie schaffenden Einflüsse, Bürgschaft ihrer Entwickelung und Vervollkommnung, so gewiß als die Eisnadel in der Mitte des Wassers unter Fortdauer der Temperatur, die sie gebildet, immer weitere Eiskrystalle um sich versammelt. Nicht jedes Zusammentreffen der Dinge wirkt schöpferisch, sondern nur das, welches mit den Bedingungen des Gleichgewichtes übereinstimmt. Daß nun Wesen zu so künstlichen Verhältnissen, zu so zusammengesetzten Mechanismen in einem einzigen Augenblicke, auf einmal uud plötzlich durch Zufall zusammentreffen sollten, ist freilich undenkbar; es bedarf hierzu einer gewaltigen Succession, ebenso zusammengesetzt aus Zeit, wie das zusammengesetzte Wesen aus harmonisch in sein Dasein aufgenommenen Elementen.

Der Urzustand der Dinge kann nicht Ruhe sein; denn es ist nicht begreiflich, wie aus ihr die Bewegung hätte entstehen können. Umgekehrt erklärt sich aus der Bewegung sehr leicht die Ruhe: Bewegungskräfte, die sich ausgleichen, bringen sie jederzeit hervor.

Aber aus bloßen Bewegungen ist die Welt nicht zusammengesetzt, in der wir leben. Es gibt noch etwas Anderes, welches Demokrit und Epikur, die Gründer der materialistischen Weltanschauung, nicht anerkannten. Alles, was wir durch die Sinne wahrnehmen, läßt sich auf Bewegungen zurückführen: der Schmerz, die Wärme, das Licht, der Schall. Daß nun die Sterne scheinen, das Wasser fließt, Menschen und Thiere sich bewegen, das nehmen wir durch die Sinne wahr. Aber wieso wissen wir, daß die Sterne und das Wasser nicht empfinden, die Thiere aber empfinden? Sie haben Nerven; aber wieso wissen wir, daß Nerven empfinden? Mit unsern Sinnen können wir es nicht wahrnehmen: wie sehr wären wir getäuscht, wenn wir von dem Thiere nichts wüßten, nichts glaubten, als was wir mit den Sinnen an ihm wahrnehmen!

Es würde sich in nichts von einem Automaten unterscheiden, der sich nur ganz ebenso und unter denselben Bedingungen bewegte. Nur unsere Sympathie, unser Mitempfinden mit dem zuckenden Thiere verräth uns, daß noch etwas hinter der Bewegung vorhanden ist, was nicht wahrgenommen werden kann, was die Bewegung begleitet: die Empfindung. Die Empfindung allein ist etwas, was nie und nimmer auf Bewegung reducirt werden kann. Sie gehört zu einem ganz andern Bereiche: die Bewegung kann wahrgenommen, empfunden werden, die Empfindung nur mitempfunden.

Wenn ein körperlicher Gegenstand von so kleinem Umfange ist, daß unsere Sinne ihn nicht wahrnehmen, oder wenn er überhaupt nicht mit unsern Nerven in Berührung tritt; wenn er sich nicht so bewegt, wie es nöthig ist, damit unsere Nerven afficirt werden; wenn er nicht in unmittelbarer Nähe greifbar ist, auch nicht so schwingt, wie er müßte, um Wärme, Licht, Schall zu erzeugen: so wissen wir nichts von ihm. Aber darum kann er doch vorhanden sein; wir können sogar im Stande sein, auf seine Existenz zu schließen.

Wir können annehmen, daß die Luft, daß ein unsichtbares Gas aus kleinen, uns unsichtbaren Kügelchen, aus gestalteten Atomen besteht.

Wie aber, wenn die Empfindung eines Wesens sich uns auf dieselbe Weise entzöge? Wir verstehen den Schmerzensschrei der Lebendigen; aber nicht Alles was lebt ist desselben fähig. Wir verstehen auch das Zucken des Fisches, des Insectes. Aber wie, wenn weiter hinab, wenn jenseits der Nervenwelt eine Empfindung vorhanden wäre, die wir nicht mehr verstehen? Und es muß wohl so sein. Denn so wenig wie ein Körper möglich wäre, den wir fühlen, ohne daß er aus Atomen bestünde, die wir nicht fühlen; und so wenig wir eine Bewegung sehen könnten, wenn sie nicht von Lichtwellen begleitet wäre, die wir nicht sehen: ebensowenig würde in einem complicirten lebendigen Wesen eine Empfindung zu Stande kommen können, so stark, daß wir sie in Folge der Bewegung, durch die sie sich äußert, mitempfinden, wenn nicht in den Elementen, in den Atomen etwas Aehnliches, nur weit Schwächeres vor sich ginge, was sich uns entzieht. Man bedenke nur,

daß wir ebensowenig wissen können, daß der fallende Stein nichts empfindet, als daß er empfindet: es steht uns also die Entscheidung nach der Seite der größeren Wahrscheinlichkeit, der Erklärlichkeit des Weltganzen, völlig offen.

Das Letzte, was von dem Innern der Dinge, gleichsam von ihrer Seele, von uns erkannt werden kann, ist die Empfindung der Thiere. Für jede elementarere Seelenregung fehlt uns Vorstellung und Namen. Aber aufwärts steigend können wir das Denken in Elementarkräfte zerlegen, wie die körperlichen, sinnlich wahrnehmbaren Vorgänge in mechanische, physische, chemische Bewegungen. Die Elementarkräfte der menschlichen Seele, aus denen auch das Denken besteht, sind Empfindungen. Und wenn es uns gestattet ist, den Namen Empfindung auch für jenes einfachste, vorausgesetzte Element zu gebrauchen, für das, was im Innersten des fallenden Steines, des angezogenen Sauerstoffatomes vor sich geht, und auch dieses Empfindung zu nennen, so können wir sagen: die Welt ist Bewegung und Empfindung; Bewegung ist eines jeden Dinges Aeußeres, sein Inneres Empfindung.

Anmerkungen.

I.

[1] (S. 4.) Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal grammar by James Harris, London, 1751, book III, ch. 3.

[2] (S. 11.) Herder's Werke, Tübingen 1806, II. S. 46 ff. (nach der zweiten Auflage von 1789; die Preisschrift „über den Ursprung der Sprache" ist aus dem Jahre 1770). — Rousseau, dessen Anschauungen von Herder durchaus nicht richtig gewürdigt werden, spricht sich mit tiefem Gefühl des in der Sprache verborgenen Wunders über das Dilemma der wechselseitigen Bedingung von Sprache und Vernunft aus: „Franchissons pour un moment l'espace immense qui dut se trouver entre le pur état de nature et le besoin des langues, et cherchons, en les supposant nécessaires, comment elles purent commencer à s'établir. Nouvelle difficulté pire encore que la précédente; car si les hommes ont eu besoin de la parole pour apprendre à penser, ils ont eu bien plus besoin encore de savoir penser pour trouver l'art de la parole; et quand on comprendrait comment les sons de la voix ont été pris pour les interprètes conventionnels de nos idées, il resterait toujours à savoir quels ont pu être les interprètes mêmes de cette convention pour les idées qui,

n'ayant point un objet sensible, ne pouvaient s'indiquer ni par le geste, ni par la voix, de sorte qu'à peine peut-on former des conjectures supportables sur la naissance de cet art de communiquer ses pensées et d'établir un commerce entre les esprits.“ (Disc. sur l'orig. etc.)

[3] (S. 11.) Laurenz Lersch, die Sprachphilosophie der Alten, Bonn 1838—41. III. S. 51.

[4] (S. 15.) Ueber die Kawisprache, Berlin 1836, Einleitung, S. XCIV. ff.

[5] (S. 17.) Vgl. A. Kuhn „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker“ Berlin 1854 (Programm des Realgymnasiums). Max Müller, „On comparative mythology“ (Oxford Essays 1856) und die Arbeiten von Schleicher, Pictet, Förstemann, Benfey u. A. über diesen Gegenstand.

[6] (S. 17.) S. Grimm, deutsche Grammatik II. 516.

[7] (S. 20.) Jaska's Nirukta, herausgegeben und erläutert von Rudolph Roth, Göttingen 1852, S. 35 des Textes und S. 9 der Erläuterungen. Max Müller's history of ancient Sanscrit literature, London 1859 p. 163—169.

[8] (S. 21.) l. c. p. 166. Vgl. zur Erklärung dieses Ausspruches auch unten Anm. 110.

[9] (S. 22.) Abulvalid ließ sich zwar von allgemein philosophischen Anschauungen, namentlich über den Gegensatz von Substanz und Accidens, bestimmen, Substantiva, die concrete Gegenstände bezeichnen, für primitiv, und bei den Verbalwurzeln den Infinitivbegriff für den ältesten zu halten; diese speculativen Irrthümer übten jedoch auf seine und seiner Nachfolger Methode keinen Einfluß, sowenig wie auf die moderne Sprachwissenschaft die Unklarheit, die über das vermeintlich transscendentale Wesen der Wurzeln bis auf die neueste Zeit geherrscht hat, wonach sie bloße Abstractionen sein sollten.

[10] (S. 32.) Wir verdanken die Kenntniß dieser interessanten Schrift dem Sammlerfleiße Goldberg's, der sie in der Bodleyanischen Bibliothek abgeschrieben und im Jahre 1857 zu Paris mit Prof. Bargès herausgegeben hat.

[11] (S. 23.) Z. B. S. 80. 102 u. ö. S. 98 führt er unter den Beweisen der Lautverwandtschaft die dreifache Lesart zirâṭa, sirâṭa, ẓirâṭa aus Sura I an. Vgl. über dieses dem lateinischen strata entlehnte Wort Sprenger „das Leben und die Lehre des Mohammad" (2. A. Berlin 1869) II. 63. Ursprung und Entw. d. Spr. u. Vern. S. 285.

[12] (S. 26.) Pott, etymologische Forschungen, zweite Auflage II. 1. S. 73 ff. Er bemerkt, daß auch bei Varro die Zahl der Urwörter der lateinischen Sprache auf tausend geschätzt wird. (Von Cosconius, Varr. l. l. VI. §. 35 sqq.).

[13] (S. 29.) A. a. O. S. 88.

[14] (S. 30.) Vgl. Grimm, deutsche Mythologie, zweite Ausg. Gött. 1844, S. 162.

[15] (S. 31.) H. Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, Berlin 1860, S. 84.

[16] (S. 33.) Ernest Rénan, de l'origine du langage, 4me éd. Paris 1864, p. 92.

[17] (S. 34.) Heyse, System der Sprachwissenschaft, herausgeg. von Steinthal, Berlin 1856 S. 72 f.

[18] (S. 34.) Ebend. S. 81.

[19] (S. 43.) Th. Benfey, „Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs: Kratylos." Abh. der k. Ges. der Wiss. zu Göttingen 1866. S. 19. Benfey nennt die erste der von ihm unterschiedenen vier Richtungen (die mir übrigens nicht erschöpfend und überhaupt nicht zutreffend scheinen) die naturwissenschaftliche; aber die vergleichende Sprachforschung könnte mit demselben Rechte so heißen, und außer-

dem hat die Sprache auch noch in der Physiologie der Lautbildung ihre speciell der Naturwissenschaft wirklich angehörige Seite. Des gelehrten Verfassers eigene Anschauungen über das Verhältniß von Laut und Begriff gehen einigermaßen aus einer Stelle derselben Abhandlung (S. 290 f.) hervor, wo er bemerkt, daß, wenn Plato seine Hypothese von einem begrifflichen Werth der Laute nur auf die Grundformen der Wurzeln oder vielmehr Verba wie *ι* gehen, *ῥυ* fließen, *δα* geben, *ἐχ* halten, beschränkt hätte, dies solche Fälle sein würden, auf welche besonnenere Forscher, die die Anfänge der Sprache erklären zu können glauben, diese Hypothese auch jetzt noch für anwendbar halten. Er fügt hinzu: „Ja selbst diejenigen, welche es nicht wagen, die Anfänge der menschlichen Geistesentwicklung historisch erklären zu wollen, können doch nicht umhin, anzuerkennen, daß die Anfänge der Sprache, wenigstens theilweise, von einem naturbedingten Verhältniß zwischen Laut und Ding (Begriff) beeinflußt gewesen sein müssen, mögen sie sich auch scheuen, dasselbe näher zu bestimmen, oder gar, wie der Verfasser dieses Dialogs, einzig aus der Lautbildung zu erklären, und selbst in unsern den Sprachanfängen so unendlich fern liegenden Sprachen nachweisen zu wollen.“ Man sieht, daß Benfey, wenn auch in der allervorsichtigsten und zurückhaltendsten Weise, sich doch im Grunde ebenfalls für die Theorie der Physis in der unbestimmten Form ausspricht, in der sie sich überhaupt der, allerdings platonischen, Gunst der modernen Wissenschaft allgemein erfreut.

[20] (S. 44.) A. a. O. II. 1 S. 256. 259. 260.

[21] (S. 44.) Ebend. S. 260 aus Lepsius Paläographie S. 21.

[22] (S. 46.) August Schleicher, die deutsche Sprache, Stuttgart 1860. S. 44 u. 37. Ders. in Beitr. I. S. 5 f.

II.

[23] (S. 48.) Procl. zu Plat. Crat. §. 7 bei Lersch I, 14. Es ist kein Grund vorhanden, die Ueberlieferung des Proklos, welche durch die drei unzweifelhaft ächten Kunstausdrücke Demokrit's: *πολύσημον*, *ἰσόῤῥοπον*, *νώνυμον* unterstützt ist, in wesentlichen Punkten anzufechten, wie Steinthal thut (Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1863 S. 173 ff.). Nur muß man bei dem vierten Beweisgrunde lesen: „*ἐκ δὲ τῆς τῶν ὀνομάτων ἐλλείψεως*“ (anstatt *ὁμοίων*), was dann dem *νώνυμον* völlig entspricht. Daß es Dinge gebe, für die die Namen fehlen, ist ein Gedanke, der einem Manne nicht fern liegen konnte, welcher metaphysischen Wesen, dem Leeren und den Atomen, in höherem Sinne als Gegenständen der sinnlichen Anschauung Existenz zuschrieb, und von welchem uns der Ausspruch aufbewahrt ist, „*μὴ μᾶλλον τὸ δὲν ἢ τὸ μηδὲν εἶναι*, das Ichts sei nicht wirklicher als das Nichts.“ Aristoteles nennt das Namenlose *ἀνώνυμον*, und sagt (Eth. Nicom. II, 7), daß es Vieles dergleichen gebe. Dahin gehört ihm z. B., was für uns besonders merkwürdig ist, das Mittlere zwischen schlecht und gut (Metaph. VIII, 6. Eth. Nic. IV, 10; bei Lersch III, 37, wo auch noch andere Stellen gesammelt sind).

[24] (S. 51.) Diese bis jetzt herrschende Ansicht, der ein wirklicher Kenner der Sprache, ohne die in dem vorliegenden Buche ausgeführte Erklärung, auch in der That nicht wird entgehen können, findet sich sehr deutlich und unumwunden z. B. in Heyse's „System der Sprachwissenschaft“ ausgesprochen. Heyse nennt die historische Entwickelung

der Sprache geradezu eine Desorganisirung. Er sagt darüber u. A. Folgendes (S. 209): „In der Ursprache ist alles organisch, d. i. völlige Durchdringung von Laut und Begriff. Kein Laut ohne Bedeutung: keine Vorstellung oder Denkbestimmung ohne entsprechenden Laut... Wenn wir aber auch in den ältesten uns bekannten Sprachen schon rein phonetische Elemente (bloß euphonische Laute) finden, so ist dies ein Beweis, daß auch diese Sprachen den Standpunkt der Ursprache bereits überschritten haben und sich schon in dem ersten Stadium der Desorganisirung befinden. Nach diesem Princip der organischen Einheit von Laut und Begriff kann mithin auch jede Wurzel für einen und denselben sprachschaffenden Menschenstamm nur einen Sinn haben; mehrdeutige Wurzeln sind undenkbar. Dem scheint zu widersprechen, daß wir im Chinesischen und auch im Sanskrit eine Menge Wurzeln finden, denen bei lautlicher Identität ganz verschiedene Bedeutungen beigelegt werden." Heyse versucht nun, diese von ihm für scheinbar gehaltene Mehrdeutigkeit als eine Folge der „Desorganisirung", der „Auflösung des ursprünglichen Sprachorganismus" zu erklären, und fährt dann fort: „Solche Desorganisirung zeigt sich allerdings auch schon in den Stammsprachen, sobald sie sich von der Ursprache trennen; doch nur in einzelnen Erscheinungen, und sind also sorgfältig von der positiven, organischen Fortbildung zu unterscheiden, die in den einzelnen Stammsprachen, unabhängig von der Ursprache, stattfindet... Daneben aber zeigen sich schon in den ältesten Stammsprachen auch unorganische Abweichungen vom Urtypus, nämlich Lautabänderungen ohne begriffliche Bedeutung." Diese Sätze enthalten die beste Kritik der ganzen Theorie, und wenn der Verfasser die Summe seiner Darstellung mit

den Worten zieht: „So sehen wir durch den ganzen Zeitraum ihres geschichtlichen Lebens die Sprachen in einem Zustande allmählicher Auflösung und Zerrüttung“ — hat man dann nicht das Recht zu fragen, worauf denn überhaupt die Hypothese von einem Zustande der Sprache begründet werden soll, von dem der ganze Zeitraum ihres geschichtlichen Lebens eingestandenermaßen das Gegentheil zeigt?

[25] (S. 54.) Eine Analogie für den Zusammenhang der Begriffe sitzen und springen bietet das arabische vathaba, springen, aber in dem himjaritischen Dialecte sich setzen. Bekannt ist (aus Dschauhari, Kamus, Sujjuti), wie ein Araber auf die Aufforderung des Himjariterkönigs, sich zu setzen („thib“), sprang. Die factitive Form bedeutet: sitzen heißen; die Ableitungen der Wurzel vertheilen sich zwischen Sprung und Sitz. Das entsprechende hebräische jaschab heißt sitzen, sich niederlassen. — Vielleicht ist der Zusammenhang zwischen salio, springen, und dem Stamme sul in consul, praesul, exul, nebst consulo, consilium u. s. w. auf ähnliche Weise zu erklären, so daß also consilium etwa *συνέδριον*, consessus, Rathssitzung; praesul, der „Vorsitzende,“ praeses; exilium, die Niederlassung außer Landes wäre. Man vergleiche das gothische saljan, einkehren, verweilen, und seine Verwandten.

[26] (S. 55.) S. Weigand's deutsches Wörterb. u. d. W.

[27] (S. 57.) Deutsche Mythologie, 2. Ausg. S. 138. 687. 905 ff.

[28] (S. 59.) Krischṇa ist aus karsna entstanden, cânus aus carsnus, wie ânus aus arsnus. Da dem letzteren Worte im Griechischen ὄῤῥος entspricht, so gehört κιῤῥός, gelblich, ohne Zweifel ebenso zu den angeführten Farbenwörtern. S. u. Anm. 91.

[29] (S. 59.) Vgl. Grimm's Wörterbuch s. v. bellen. Oder sollte dieses schwedische skälla zu schelten gehören?

[30] (S. 63.) Ebend. s. v. Fell.

[31] (S. 64.) Die letztere Stelle, aus Fridank's Bescheidenheit („er enwil niht tuon wan slehtes") ist angeführt von M. Müller (Vorlesungen, 2. Serie, VI. Anm. 7, S. 235 und 553 der deutschen Uebersetzung); die aus Luther von Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen (Mainz 1843) No. 1644, Anm. 1.

[32] (S. 68.) Ueber Eigenschaft s. Wilh. Müller, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Die Bedeutung „Eigenthum" ist die gewöhnliche, demnächst bedeutet das Wort auch Hörigkeit, Leibeigenschaft; der Uebergang zu der gegenwärtigen Bedeutung vermittelt sich durch die seltenere Bedeutung „Eigenthümlichkeit". Ueber Eigenthum s. Grimm, d. Wb.

[33] (S. 69.) Die gothische Endung nassus ist eigentlich aus assus und einem vorausgehenden Suffix n zusammengesetzt, kommt aber nur in ufarassus, Ueberfluß, ohne dies n vor. In den slavischen Sprachen entsteht nostj auf dieselbe Weise aus der Verbindung der beiden Suffixe n und ostj. Darf daher assus aus ursprünglichem astus oder astius erklärt, und mit der slavischen gleichbedeutenden Endung identificirt werden? Im Litthauischen entsprechen die Endungen astis, estis, yste, z. B. rimastis, Ruhe, gywastis, Leben, lukestis, Hoffnung, smertelnyste, Sterblichkeit (von smertelnas, sterblich), vgl. Pott, Etym. Forschungen 1. Ausg. II, 544.

[34] (S. 69.) Vgl. Ursprung und Entw. d. Spr. u. V. S. 430. 442. Vielleicht haben wir in der seltsamen gothischen Endung ubni oder ufni: (fem.: fraistubni, Versuchung, vundufni, Wunde; neutr.: vitubni, Kenntniß, fastubni,

Bewahrung, Fasten, valdufni, Gewalt, Macht; auch fem.: fastubnja, Bewahrung) das im Gothischen vermißte ung selbst vor uns. Die muthmaßliche Grundform nkva oder nkvja konnte nach Verwandlung von kv in gothisches f, die nichts Auffallendes hat (vgl. vrika, vulfs; aequus, ibns) durch Umstellung leicht zu fni werden; der Vokal u erklärt sich durch Einwirkung des labialen f, wenn man nicht einen Rest des ursprünglichen v darin suchen will. — Sollte wohl gar auch in der Adverbialendung ba dasselbe proteusartig in so vielen Formen auftretende anc, ähnlich wie die eben besprochene Substantivendung verwandelt, zu suchen sein? Der Bedeutung nach steht die Sanskritendung ak nahe genug; das auslautende a (nach den von Westphal festgestellten gothischen Auslautgesetzen vielleicht aus ât zu erklären) hat die Verwandlung des f in b bewirkt. Auch in den lateinischen Adjectivendungen ax, ox haben wir ohne Zweifel nur wieder dasselbe Suffix anc zu erkennen.

35 (S. 70.) Vgl. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indog. Sprachen. Weimar 1862. II, 218.

36 (S. 78.) Philosophie der Mythologie, Einleitung S. 52, angeführt von Steinthal, Ursprung der Sprache, 2. Ausg. Berlin 1858. S. 86.

37 (S. 79.) Die Folgerungen bleiben natürlich ganz dieselben, wenn man vorziehen sollte, auch ὀδών zunächst aus odons zu erklären, oder wenn man zwar ὀδών aus odont erklärt, aber annimmt, daß die Verwandlung von οντ in ων ariohellenisch, und der auch im Sanskrit schon ausgebildeten Vermeidung von auslautendem nt gemäß vollzogen sei.

38 (S. 80.) Unser neuhochdeutsches au entspricht bekanntlich mehreren, insbesondere zwei im Mittelhochdeutschen und in allen Dialecten scharf geschiedenen Lauten. Mittel-

hochdeutschem und gothischem û entspricht au z. B. in Bau, faul, Gaul, Maul, kaum, Raum, Daum, Gaum, braun, Zaun, Mauer, Staub, auf, Strauch, tauchen, Haut, laut, Haus u. s. w. Dagegen mittelhochdeutschem ou (gothisch au) in Frau, Baum, Zaum, Traum, Laub, Glauben, kaufen, Auge, taugen, auch u. a. Im Niederdeutschen entspricht dem Mittelhochdeutschen û ebenfalls û, dem mittelhochdeutschen ou dagegen ô, z. B. rûm, Raum, aber drôm, Traum, sûge, aber ôge. Derselbe Gegensatz findet bei ei statt, worin mittelhochdeutsches î und ei (gothisch ai) zusammengefallen sind. Das Niederdeutsche hat ê für mittelhochdeutsches ei, und erhält ursprüngliches î, z. B. wîn und stên (engl. wine, stone), mîn und gemên. Vgl. Grimm, d. Gramm. 3. Ausg. Göttingen 1840. I. S. 224, 225 (wo „weiß, albus," Zeile 7 v. u. Irrthum ist). Die ursprünglichen Diphthongen, die im Gothischen au, ai, im Mittelhochdeutschen ou, ei lauten, sind es, die in gewissen süddeutschen Dialecten in a übergehen, während au dem ursprünglichen û, ei dem ursprünglichen î vorbehalten bleibt. In Frankfurt z. B. bleibt das ei von Wein, mein, schreiben, reißen, ich bin weiß (engl. white) unverändert, in Stein, gemein, meinen, heim, ich weiß u. s. w. geht es in a über.

[39] (S. 80.) Merkwürdige Beispiele, wie Lautgewohnheiten im Laufe der Zeit verschwinden und in ihr volles Gegentheil übergehen können, bietet das Gothische, welches, wie Westphal nachgewiesen hat, dereinst consonantische Auslaute fast ganz vermied, und dieser Neigung zu Liebe Hülfsvocale an den Wortauslaut setzte, in einem späteren Stadium aber (vermuthlich unter Einfluß von Accentwechsel) selbst ursprüngliche Vocale der Endsilbe ausfallen ließ, und

nun in Folge davon auslautende Consonantengruppen von ganz auffallender Härte aufweist. Ueberhaupt lassen sich hinter den bestehenden Lautgesetzen einer Sprache stets Reste von untergegangenen finden, die einer ganz andern Strömung oder Schichtung angehört haben müssen.

[40] (S. 82.) Litth. genteres. Daneben sanskr. jantraṇî, der Gattin jüngere Schwester (Hem. 555). — S. auch Pott, 1. A. I, 134. II, 208. 261 f. Benfey, gr. Wurzell. II, 199 ff. I, 680. Graßmann, Zeitschr. XI, 12 ff.

[41] (S. 82.) Die Zusammenstellung würde nur dann unstatthaft sein, wenn Curtius (Grundzüge der gr. Et. 2. Aufl. Leipzig 1866, S. 48) Recht hätte, den Zusammenhang von γαμβρός und γάμος, sowie dieser Wörter mit der Wurzel dam zu bestreiten. Aber gener und darum auch γαμβρός von gen (genus u. s. w.) abzuleiten, ist ganz unzulässig. In gener ist zwar kein Grund der Verwandlung des m in n, wohl aber in der Grundform gemrus, woraus zunächst genrus wurde und erst zuletzt gener, wie Alexander aus Ἀλέξανδρος, hexameter aus ἑξάμετρος. C.'s Behauptung: „im Griechischen ist die Entstehung eines γ aus δ beispiellos," wird wenigstens in dieser Allgemeinheit durch γλυκύς (das ebend. S. 321 unrichtig erklärt ist, vgl. Urspr. und Entw. d. Spr. S. 409) und wohl auch γλῶσσα widerlegt. Auch daß das palatale g ein specifisch indischer, kein indogermanischer Laut sei, muß nach Urspr. und Entw. d. Spr. S. 433 berichtigt werden. Curtius läßt geminus ganz außer Betracht, das unmöglich von jama und dem ursprünglich gleichbedeutenden jamuna getrennt werden kann. Ob wir mit Graßmann djam als Grundform für dam, jam und gam (gjam) aufstellen oder den g-Laut für ursprünglicher halten, jedenfalls

scheint mir ein Zusammenhang jener drei Formen unabweisbar, wobei ja nicht zu vergessen ist, daß man die Selbstständigkeit einzelner Wörter nicht durch Statuirung beliebiger Grundbegriffe, z. B. erzeugen für geminus (Pott, Etym. Forsch. 1. A. I, 262), herstellen darf.

[42] (S. 83.) Vgl. Curtius a. a. O. S. 211, der sich jedoch gegen diese Ableitung von *δῆμος* erklärt.

[43] (S. 85.) Pott, Etym. Forschungen 1. Ausg. I, 251.

[44] (S. 85.) *Σοφοκλῆς δὲ τὸ ἔμπαλιν· εἶπε γὰρ πενθερὸν τὸν γαμβρὸν ἐν Ἰφιγενείᾳ· Ὀδυσσεύς φησι πρὸς Κλυταιμνήστραν περὶ Ἀχιλλέως· σὺ δ' ὦ μεγίστων τυγχάνουσα πενθερῶν, ἀντὶ γαμβρῶν.* Phot. et Suid. lex. s. v. *πενθερά.*

[45] (S. 85.) Eur. Andr. 642. Hipp. 635, cf. Phot. et Suid. s. v. *πενθερά.* Pollux (III, 31) stellt einen ganz andern Unterschied zwischen *γαμβρός* und *πενθερός* auf, indem ersteres einen Verwandten des Mannes, letzteres einen der Frau bezeichnen soll, fügt aber hinzu: „*εἰ καὶ συγκεχύκασιν οἱ ποιηταὶ τὰ ὀνόματα τὴν χρῆσιν μεταβαλόντες. Σαπφὼ μέντοι καὶ τὸν ἄνδρα αὐτὸν γαμβρὸν καλεῖ.*"

[46] (S. 86.) Vgl. Urspr. und Entw. d. m. S. u. B. S. 410.

[47] (S. 86.) Zu catena gehört auch caterva, Haufe, das ich, bei der Gleichheit des Suffixes mit acervus, nicht für ein Fremdwort halte. Man könnte an einen Zusammenhang von *κάσις* mit *κατὰ* denken; aber man darf *κατὰ* schwerlich von dem gleichbedeutenden russischen ko trennen.

[48] (S. 86.) Benfey im griechischen Wurzellexicon (II, 56) hatte *ἀ-νεψιός* erklärt: „der mit einem Andern Neffe ist"; in einer späteren Abhandlung (Or. und Occ. I, 234) deutet er *ἀνεψιοί*, dem Gebrauch des Wortes nicht entsprechend,

„welche Kinder von Nichten (eines Mannes oder einer Frau) sind." Die ältere Bedeutung des Grundwortes ist aber ohne Zweifel Enkel, schon wegen der größeren Einfachheit des Verhältnisses, wie auch Onkel, avunculus, von avus, Großvater, erst abgeleitet ist, und Vetter aus der Bedeutung „Oheim" herabsinkt; M. Müller's und Ebel's Erklärung (vgl. Curtius, Grundzüge) „Mitenkel", Enkel eines und desselben Mannes, ist daher gewiß die richtige. Dies geht auch aus der Analogie von *σύγγαμβροι*, *ὁμόγαμβροι*, Gatten von Schwestern (Poll. III, 32), also Eines Mannes Schwiegersöhne, sowie dem unten zu besprechenden *σύννυμφοι* hervor: wie denn *εἰνατέρες* selbst, das durch das letztere Wort erklärt wird, auf demselben Benennungsgrunde beruht. Der gleiche Verwandtschaftsgrad wie *σύγγαμβροι* heißt nach Pollux bei Dichtern auch *ελλίονες*, wofür bekanntlich außerdem *ἀέλιοι*, *αἰέλιοι* überliefert wird. Pott (Et. F. 1. Aufl. S. 131) hat hiefür auf das sanskritische çjâla oder sjâla, Bruder der Gattin, hingewiesen. Wahrscheinlich ist *ἀ-σιελιοι* als Grundform anzunehmen; das Femininum jenes sjâla ist sjâlî, Schwester der Gattin, und *ἀ-ελι-οι*, *ἀ-ιελι-οι*, wären demnach „die zusammen (d. i. wechselseitig) Schwestern der Gattinnen (zu Frauen) haben."

[49] (S. 87.) Vgl. die reiche Sammlung der hierher gehörigen Worte in Diefenbach's gothischem Wörterbuch II, S. 111. Ueber Nichte s. Weigand, deutsches Wörterb., über neptis und nithjis Benfey Or. und Occ. I, 214, wo nithjis aus „nifthjis" erklärt wird. Doch nimmt Benfey im gr. W. (II, 184) „verehren" als Grundbedeutung von naptṛi an, während er im Sanscr. dict. (mit Kuhn u. A. „Nichtschützer" erklärt: beides nach meiner Ueberzeugung gleich unmöglich.

[50] (S. 87.) S. Benfey, gr. Wurzell. II, 182. Ob für

nâbhi die gesonderte Bedeutung „Verwandtschaft“ aufzustellen ist, kann bezweifelt werden, da die im Petersb. Wörterb. aus dem Rigveda angeführten Stellen die Uebersetzung umbilicus zulassen, zum Theil sogar durchaus fordern. Doch möchte ich sanâbhi, sanâbhja, die nicht eben eine entsprechend nahe Verwandtschaft bedeuten, nicht aus dieser letzteren Bedeutung erklären. Nâbhi, umbilicus, ist wahrscheinlich, wie das semitische surrun, eigentlich Schnur, funiculus umbilicalis.

[51] (S. 87.) Bopp's Herleitung von **Braut** aus dem sanskritischen praudhâ, Geheirathete (wörtlich = provecta, von pra-vah), würde selbst einer verwerfenden Erwähnung nicht werth sein, wenn nicht auch Grimm (Wörterb. I, 1051. II, 331) sie festgehalten und noch 1860 wiederholt hätte. Sie beweist nur, zu welchen Irrthümern bei gänzlicher Vernachlässigung der Begriffsgesetze eine einmalige Abweichung von der Strenge des Lautgesetzes selbst Sprachforscher dieses Ranges verleiten kann. — **Braut** ist im Gothischen (bruths): Schwiegertochter und Neuvermählte, im Altnordischen (brudhr): Gattin, Braut, Weib, Mädchen; über den mittelhochdeutschen Begriff vgl. W. Müller unter dem Worte brût.

[52] (S. 87.) Die herkömmliche Erklärung von **Bruder** aus bhṛi, tragen, erhalten, als Ernährer, kann ich kaum lautlich, gewiß aber nicht begrifflich zutreffend finden. Bekanntlich ist *φρατρία* Geschlecht und der dritte Theil einer *φυλή*, später auch als Uebersetzung von curia gebraucht; *φράτορες* sind die Mitglieder dieser *φρατρίαι*, aber das Etymologicon magnum erklärt auch: *διδάσκαλοι, ἢ πατέρες, ἢ συγγενεῖς*. Ebenso bei Bekk. An. 315, 21: *φράτορες· συγγενεῖς, οἰκεῖοι*, und ebendaselbst p. 1430

Choerob. ad Theodos. f. 66. 160: φράτορες δέ εἰσιν οἱ συγγενεῖς. Diese Bedeutungen vereinigen sich zu dem Grundbegriff der Verbindung und Verwandtschaft. Die Bedeutung „Lehrer" scheint auf den ursprünglichen Begriff des älteren Bruders hinzuweisen, wiewohl in persischen Dialecten (namentlich Buchara) birâdar gerade den jüngeren Bruder (und dâdar den älteren) bedeutet. Daß φρητήρ bei Hesych sich auch noch durch ἀδελφός erklärt findet, hat Legerlotz bemerkt (S. Curtius S. 273). Auch Etymologien wie Vater als Beschützer, Mutter als Bildnerin u. dgl. halte ich für durchaus unzulässig. Doch hängt der Ursprung dieser Wörter mit Fragen zusammen, die weit über den indogermanischen Kreis hinausreichen, und deren Untersuchung ich mir auf einen andern Ort vorbehalten muß.

[53] (S. 87.) Die Wörter gehören zu einer Gruppe von Wurzeln des Verbindens, von welchen chatam, verschließen, versiegeln, lautlich am nächsten steht, und die u. A. auch chasam, den Mund verschließen, aṭam, die Lippen schließen, die Ohren verstopfen, âsam, die Augen schließen, in sich begreift. Choten ist der Schwiegervater des Mannes, der Vater von dessen Weibe, ebenso das Femininum chotenet die Mutter des Weibes. Die Eltern des Mannes und also Schwiegereltern der Frau heißen cham, chamot. Derselbe Unterschied findet ursprünglich (nach dem Etym. magn.) zwischen πενθερός, πενθερά und ἑκυρός, ἑκυρά statt; diese bedeuten die Schwiegereltern der Frau, jene die des Mannes. Das arabische chatanun heißt: Verwandter der Frau, ihr Vater oder Bruder, im gewöhnlichen Leben: Schwiegersohn, umfaßt also die beiden hebräischen Wörter choten und chatan. Der Gegensatz, den Pollux zwischen πενθερός und γαμβρός macht, scheint demnach der ur-

sprüngliche zu sein; es kam der Sprache dereinst mehr darauf an, die Verwandten des Mannes von denen der Frau zu unterscheiden, als die Stufen Schwiegervater, Schwager, Schwiegersohn, welche Wörter auch im Deutschen von der ersten der drei Stufen ausgehen. Daß die Litthauer szeszuras ganz ebenso gebrauchen, wie es von ἑκυρός überliefert wird, nämlich nur für den Schwiegervater der Frau, beweist die Alterthümlichkeit dieser Specialisirung. Der auch bei den Indogermanen einst vorhandene, aber zurückgedrängte Reichthum von Verwandtschaftsbezeichnungen nach Motiven, die uns heute ferne liegen, deutet auf urzeitliche Familienzustände ganz anderer Art. Wie das noch im Althochdeutschen (zeichor) vorhandene δαήρ, levir, Schwager der Frau, besonders jüngerer Bruder des Gatten, nebst glos, Schwägerin, als Schwester des Gatten, das auch im Griechischen und Slavischen vorhanden ist, bei uns verschwunden sind, so verliert auch, wahrscheinlich im Zusammenhange mit einer Veränderung in der Stellung des Weibes, das hebräische cham in der nachbiblischen Zeit seine specielle Bedeutung und heißt bloß „Schwiegervater" (s. Kimchi); und im Arabischen scheint in hamun derselbe Verlauf stattgefunden zu haben. Von den beiden griechischen Wörtern ist nur πενθερός im prosaischen Gebrauch verblieben; während fast alle andern Indogermanen übereinstimmend die dem ἑκυρός entsprechenden (socer, Schwäher u. s. w.) ausschließlich und ebenso unterschiedslos verwenden.

[54] (S. 88.) Hohesl. 4, 9. 10. 12. 5, 1; außerdem kallah 4, 8. 11. Man vergleiche dagegen: ra'jati (meine Freundin): 1, 15. 2, 2. 10. 13. 4, 1. 7. jonati (meine Taube): 2, 14, und daneben noch tammati (meine Vollkommene oder Treue): 6, 9, sowie achoti (meine Schwester)

ra'jati jonati tammati: 5, 3. 6, 4, und jafati (meine Schöne): 2, 10. 13. Kallati für „meine Braut" ist, wie man sieht, durchaus unhebräisch. Ueberhaupt ist aber der Gebrauch des Wortes kallah für Braut ein wichtiges Kriterium für das Zeitalter biblischer Bücher, einer jener lange schweigsamen und unerwartet zum Sprechen gebrachten Zeugen, die um so entscheidender sind, je unwillkürlicher ihr Zeugniß ist. Während kallah in Schriften aller Zeiten für Schwiegertochter vorkommt (1. u. 3. B. Mos., Ruth, Samuel, 1. Chron., Hosea, Micha, Ezechiel), heißt es dagegen „Braut" außer den angeführten Stellen des Hohenliedes nur: Jesaia 49, 18. 61, 10. 62, 5 (also der sog. 2. Theil); Jeremia 2, 32. 7, 34. 16, 9. 25, 10. 33, 11; Joel 2, 16. Ebenso chatan für Bräutigam (Neuvermählter) nur in vier der aus Jeremia und zwei der aus Jesaia angeführten Stellen, sowie der aus Joel, neben kallah, außerdem noch Psalm 19, 6. Wie man also die schwierige Stelle 2. Mos. 4, 25 f. auch verstehen mag, so ist doch jedenfalls „Eidam" und nicht „Bräutigam" zu übersetzen. Vermählung heißt von Seiten des Mannes chatunnah (Hohesl. 3, 11), von Seiten des Weibes kelulot (Jer. 2, 2). Die Ableitung des Wortes kallah von kalal, zusammenfassen, woher auch kol, alles, liegt am Tage. Ein gleichlautendes spätes kallah heißt „Versammlung" (bei Buxtorf fehlt das Wort), und der Doppelsinn wurde, wie es scheint, im Mittelalter zu mystischen Spielen benutzt. Im Arabischen ist kannatun Schwiegertochter und Schwägerin (Frau des Bruders).

[55] (S. 88.) Bekk. An. 228, 32: *Γαμβρὸν· τὸν νυμφίον Αἰολεῖς, Ἀθηναῖοι δὲ τὸν ἄνδρα. οἱ δὲ θυγατρὸς καὶ ἀδελφῆς ἄνδρα. Σοφοκλῆς δὲ τὸν πενθερὸν ἀντὶ τοῦ γαμβροῦ τέθεικεν.* Et. m. s. v.

γάμος: γαμβρὸν δὲ τὸν νυμφίον, ἢ τὸν κατ' ἐπιγαμίαν οἰκεῖον. Ἐναλλάσσεται τὸ ὄνομα πολλάκις. Σοφοκλῆς δὲ τὸν πενθερὸν ἀντὶ τοῦ γαμβροῦ λέγει. Umgekehrt findet sich auch νύμφη bei Pollux als Schwiegertochter erklärt: ἡ μὲν οὖν γεγαμημένη νύμφη καλεῖται τῇ τοῦ γήμαντος μητρὶ καὶ ἑνυὸς, οὗτοι δὲ τῇ νύμφῃ ἑκυρὸς καὶ ἑκυρά. Und daß diese Bedeutung wirklich lebendig war, zeigt σύννυμφοι, das sich bei Hesych als Erklärung von εἰνάτερες neben αἱ τῶν ἀδελφῶν γυναῖκες findet, also „Schwiegertöchter Derselben", das Gegenstück von σύγγαμβροι. Vgl. Ael. Dionys. bei Eust. Il. f. 511, 3: εἰνάτερες αἱ ἐπὶ ἀδελφοῖς σύννυμφοι. Andererseits ist νυός, ein allgemein indogermanisches Wort für Schwiegertochter (nurus, Schnur, sanskr. snuschâ), bei Theokrit (18, 15) in den Begriff Braut, Gattin übergegangen. In den slavischen Sprachen ist snocha, Schwiegertochter, mit den erwähnten Wörtern identisch; aber auch das russische newjesta, Schwiegertochter, Schwägerin, Braut, junges Mädchen, gehört ohne Zweifel zu einer der besprochenen Wurzeln. Entfernter verwandt ist wohl auch das lateinische noverca, Stiefmutter.

[56] (S. 89.) De Borusso-Lithuanicae tam in slavicis quam letticis linguis principatu commentatio II., Halis Saxonum 1841 p. 50.

[57] (S. 89.) Nischba', schwören, in reflexiver Form, wegen der Grundbedeutung: sich verbinden; factitiv: hischbiá, beschwören, einen Andern eidlich verbinden.

III.

[58] (S. 93.) Max Müller's Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache II, S. 58 der Uebersetzung.

[59] (S. 94.) Ebend. I, S. 326. 303.

[60] (S. 95.) Pott, Etym. Forsch. Zweite Aufl. I, S. 162.

[61] (S. 96.) Die Wurzel von freien, Freund, dem gothischen frijon, lieben, sanskr. prî, gehört wohl zu den bisher am meisten mißverstandenen oder unverstandenen. Den Beweis, daß auch dieser reich verzweigte Stamm zu den gewaltig ausgedehnten Massen zählt, die aus der Begriffswurzel der Verbindung entspringen, behalte ich mir für den zweiten Band meines größeren Buches vor, und erwähne nur noch, daß die Bedeutung des Eigenthums, die sich namentlich in den celtischen Sprachen durch die verwandten Wörter zieht, schon allein für jenen Grundbegriff fast entscheidet. Einer einfacheren Form desselben Stammes gehört u. A. auch das lateinische par, Paar, an, aber auch pario, paro — vgl. comparo — und imperium; ferner wahrscheinlich operio, aperio u. a.

[62] (S. 105.) Ueber die Araber s. S. Munk, Mélanges de philosophie Juive et Arabe, Paris 1859, p. 327. Desselben „Le guide des égarés, par Moïse ben Maïmoun, Paris 1856—1866, I, p. 185. III, 137. Ueber die buddhistische Ansicht: Colebrooke, essay on the philosophy of the Hindus, Part II. in „Transactions of the R. As. Soc." Vol. I. p. 112.

[63] (S. 106.) Rep. X, 597.

[64] (S. 107.) Elementarlehre II. Th. I. Abth. II. B. I. Hauptst. S. 141 der Originalausgabe von 1781.

[65] (S. 109.) Herder a. a. O. 94: „diesen rohen Witz, diese kühne Phantasie." M. Müller's Vorl. II. S. 59: „Wollten wir uns der Sprache Locke's bedienen, so könnten wir sagen, daß die Menschen bei der Bildung der Namen sich mehr von ihrem Witze, als von ihrer Urtheilskraft leiten ließen. „„Der Witz,"" sagt er, „„liegt meist in der Vereinigung der Ideen und in der schnellen und mannigfachen Zusammenstellung solcher, in denen irgend eine Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung zu finden ist, um dadurch in der Phantasie ansprechende Gemälde und angenehme Bilder zusammenzusetzen; die Urtheilskraft und der Scharfsinn bewegen sich im Gegentheil auf einem ganz andern Gebiete, indem sie solche Ideen sorgfältig von einander trennen, in denen der geringste Unterschied zu finden ist, um dadurch jede Gefahr, sich durch Aehnlichkeit oder Verwandtschaft zu einer Verwechselung verführen zu lassen, zu vermeiden."" (Hum. Und. II, 11, 2.) Während die nach der philosophischen Methode des Bischof Wilkins den Dingen gegebenen Namen alle auf das Urtheil begründet sein würden, beruhen die von den uralten Bildnern der Sprache gewählten hauptsächlich auf dem Witz und der Phantasie." Pott nimmt an, „daß nicht der Verstand die Sprache schuf, vielmehr, freilich nicht ohne seine hülfreiche Mitwirkung und ordnende Aufsicht, des Menschen Phantasie, von erregtester Sinnlichkeit entzündet." (Et. F. 2. A. II, 1, 231.)

[66] (S. 110.) Vergl. conjux, σύζυγος. Es ist merkwürdig, daß die im Arabischen gebräuchlichen Wörter für Gatte und Gattin, zaugun, zaugatun, Lehnwörter aus dem griechischen ζεῦγος sind, die sich in mehrere semitische Sprachen so eingebürgert haben, daß selbst Verbalformen mit allem Anscheine der Wurzelhaftigkeit daraus

gebildet werden. Sie sind ohne Zweifel in das Arabische zunächst aus dem Aramäischen übergegangen, wo das entsprechende Wort zug ebenso lebendig ist. Natürlich ist dabei nur an die Grundbedeutung Paar zu denken: diese ist die bei ζυγός und den verwandten Wörtern, auch dem gothischen juk und sanskritischen juga überall besonders hervortretende Bedeutung, so daß z. B. dem lateinischen par et impar, paar und unpaar, grad oder ungrad, im Griechischen ζυγὰ ἢ ἄζυγα, Sanskrit juǵ ajuǵ (Man. 3, 277.) entspricht.

[67] (S. 116.) Nach der Genesis (2, 20) gab der Mensch „allen zahmen Thieren, den Vögeln des Himmels und allen Thieren des Feldes" Namen. Die Nichterwähnung der Fische ist schon den alten Commentatoren aufgefallen; mein Vater hat dieselbe sinnreich mit dem Mangel der Fischnamen in den biblischen Schriften combinirt. 5. Mos. 14, 3 ff., und 3. Mos. 11, wo specielle Säugethiere, Vögel, Insecten und Reptilien aufgeführt werden, und wo man ebenso auch Fischspecies unterschieden zu sehen gewiß erwarten dürfte, ist nur eine ganz allgemeine Bestimmung, gleichsam eine Definition des Begriffes Fisch gegeben. Auch der Fisch des Jona wird nur ganz allgemein als „großer Fisch" bezeichnet. Das Wort tannin, großes Wasserthier, Krokodil, ist ebenfalls ganz unbestimmt; als Wurzel wird mit Unrecht tanan angenommen: das Wort ist gleichen Stammes mit dem aramäischen nun, Fisch, arabisch nunun, großer Fisch, und gebildet wie tannur, Ofen, von nur, Feuer, indem tannin für tanvin (und tannur für tanvur) steht. — Wasserthiere werden häufig erst nach Landthieren benannt, mit denen sie irgend welche Aehnlichkeit haben, z. B. Seehund, Seelöwe, lupus (Hecht).

[68] (S. 117.) „Fera, teor" Voc. S. Galli 197.

[69] (S. 117.) L. 1. §. 6. D. de postulando (3, 1) [Ulpianus]: Bestias autem accipere debemus ex feritate magis, quam ex animalis genere. L. 1. §. 10. D. si quadrupes pauperiem (9, 1) [Ulpianus]: In bestiis autem propter naturalem feritatem haec actio locum non habet; et ideo si ursus fugit et sic nocuit, non potest quondam dominus conveniri, quia desinit dominus esse, ubi fera evasit.... L. 2. §. 2. D. ad legem Aquiliam (9, 2) [Gaius]: Ut igitur apparet servis nostris exaequat quadrupedes, quae pecudum numero sunt et gregatim habentur, veluti oves, caprae, boves, equi, muli, asini; sed an sues pecudum appellatione continentur, quaeritur, et recte Labeoni placet contineri; sed canis inter pecudes non est. Longe magis bestiae in eo numero non sunt, veluti ursi, leones, pantherae; elephanti autem et cameli quasi mixti sunt, nam et jumentorum operam praestant, et natura eorum fera est, et ideo primo capite contineri eos oportet. — Gaius, Inst. Comm. Lib. II. §. 16. [Nec] mancipi sunt velut ursi, leones, item ea animalia quae ferarum bestiarum numero sunt, velut elephantes et cameli. — Ulpianus, Fragment. Tit. XIX. §. 1... Et quadrupedes quae dorso collove domantur, velut boves, muli, equi, asini; ceterae res nec mancipi sunt. Elephanti et cameli, quamvis collo dorsove domentur, nec mancipi sunt, quoniam bestiarum numero sunt.

[70] (S. 117.) Wo ein Gegensatz zwischen wilden und zahmen Thieren gemacht werden soll, heißen die ersteren chajjah, die letzteren behemah; der Gesammtbegriff Thier, insbesondere vierfüßiges Thier, wird entweder durch „wilde und zahme Thiere“ umschrieben (z. B. 1. Mos. 1, 24), oder eines der beiden Wörter dient für den ganzen Umfang

(3. Mos. 11, 2. 46. 47; behemah: Prov. 30, 30; chajjah: 1. Mos. 1, 28 ff.). In einigen poetischen Stellen heißt jedoch behemah „Wild", (5. Mos. 32, 24. Ps. 50, 10. Hab. 2, 17. Jes. 30, 6), während chajjah nie zahmes Thier mit Ausschluß des Wildes bedeuten kann. Neben dem gewöhnlicheren „Wild des Feldes, des Landes, des Waldes" findet sich daher in demselben Sinne auch: Thier — behemat — des Landes (Jes. 18, 6. 5. Mos. 28, 26; fünfmal bei Jer.), des Feldes (1. Sam. 17, 44); Thiere — bahamot — des Landes (Hiob 35, 11), des Feldes (Ps. 8, 8. Joel 1, 20. 3, 22), des Waldes (Mich. 5, 7). Da die Poesie der alten Sprache näher zu stehen pflegt, so darf man wohl schließen, daß die älteste Zeit überhaupt kein Wort hatte, das alle zahmen Thiere und nur diese bezeichnete. — Uebrigens sind beide Worte chajjah und behemah ursprünglich Collectiva: sie heißen „Thiere," nicht eigentlich Thier. (Namentlich findet sich chajjah in der Mehrheit nur: Jes. 35, 9. Ps. 104, 25; außerdem Dan. 8, 4 und neunmal bei Ezechiel). Der Grundbegriff ist in beiden sehr allgemein; chajjah heißt „Lebendiges," behemah, wahrscheinlich so viel als brutum, das Stumme oder Dumme, Vernunft- oder Sprachlose. Im Aramäischen und Arabischen ist von dem ersten Worte auch die specielle Bedeutung „Schlange" entwickelt, wahrscheinlich in dem Sinne des besonders gefährlichen Thieres. Die Schlange wurde, wie aus 1. Mos. 3, 1 und 14 hervorgeht, auch von den Hebräern unter den Begriff chajjah gestellt.

71 (S. 117.) S. Petersburger Wörterbuch u. d. W. („âraṇjâḥ paçavaḥ").

72 (S. 118.) Ebend. bes. die Stellen Ath. V. 11, 2, 9. Çat. Br. 6, 2, 1, 18.

[73] (S. 119.) Helgakvidha Hundingsb. II, 36.

[74] (S. 120.) Nirukta, Erl. S. 128. Petersb. Wörterbuch u. d. W.

[75] (S. 121.) Vgl. Urspr. und Entw. S. 423 f. 465. Unzweifelhaft gehört auch kapota, Taube, zu den von der Farbe abgeleiteten, mit kapi, Affe, zusammenhängenden Vögelnamen; doch steht dieser Name mit andern in der Geschichte des Farbensinnes hoffentlich bald auszuführenden Fragen in Verbindung. Aus unzähligen Beispielen sei hier *γλαῦξ*, Eule („Graue") neben *γλαυκός* erwähnt. In Folge einer falschen apriorischen Voraussetzung über das Concrete in der Sprache war man bisher bemüht, die Farbenwörter auf irgend einen bestimmten farbigen Gegenstand zurückzuführen, und z. B. grün womöglich als grasfarben zu erklären. So soll nach Pott (Etym. Forsch. II, 54) aquilus, schwärzlich, von aquila, Adler kommen, welches selbst durchaus willkürlich durch „schnell" erklärt wird. Jedermann sieht, daß ohne jene philosophische Voreingenommenheit gewiß umgekehrt aquila von aquilus abgeleitet worden wäre. Die Endung ilus deutet zudem auf Farbe, und ich gestehe, in diesem aquilus nichts als eben kapila (d. i. kvakvila) finden zu können. Man vergleiche *περκνός*, schwärzlich; bei Aristoteles (*ἀετός*) *περκνόπτερος* (H. An. 9, 32) und daneben bei Homer (Il. 14, 316) *περκνός* als Name eines Adlers. — Ebendaher kommt der Name des Flußfisches *πέρκη*, perca, Barsch (der deutsche Name ist aus dem französischen perche entlehnt). Auch porcus, Schwein, Ferkel, und *πρόξ*, *προκάς*, Reh, gehören (wie mit Recht schon Fick annimmt) zu eben diesem Farbenworte *πέρκος* oder *περκνός*. — Das interessante Wort Staar, sturnus, *ψάρ* gehört ebenfalls zu den der Farbe entnom-

menen Vögelnamen; im Russischen entspricht skvorets, woneben skverna, skvara, Fleck, Befleckung, Schmutz, σκώρ. Die slavische Form hat den ursprünglichen Anlaut skv erhalten, der nicht nur die der verwandten Sprachen, sondern u. A. auch Sperber und Sperling erklärt.

[76] (S. 124.) Vgl. Pott, Etym. Forsch. 1. Ausg. I, 227. Bopp's Gloss. sanscr. unter ġrî. Benfey gr. W. II, 128. Etwas entfernter gehören zu der hier besprochenen Wurzel auch krauen, kratzen, Kralle, das mittelhochdeutsche krimmen oder grimmen, kratzen, zerdrücken u. A. In Grimm's Wörterbuch findet sich kernen (buttern) gedeutet: „den Kern aus der Milch gewinnen," wobei Kern als „das Beste und Fetteste" verstanden ist; sowie denn überhaupt der Grundbegriff von Kern verkannt zu sein scheint. „Das Wort umfaßt Dinge" (heißt es V, 593), „die sachlich ziemlich verschieden sind, aber in einem Begriffe übereinkommen als unscheinbarer Träger der Fortpflanzungskraft; beigemischt ist theils der Begriff der Festigkeit, Härte, theils der des markartigen, weichen, verborgenen, lebensvollen Inneren." Die Anschauung des von der Schale, und übertragenerweise von dem schwächeren, unwichtigeren, äußerlichen oder nutzlosen Bestandtheile Gesonderten ist gewiß in dem Worte lebendiger. Kern der Milch kommt umgekehrt von dem Begriffe des Kernens, Umrührens, Gerinnenmachens. Kernfleisch, Brustkern möchte ich nicht von dem aus carnem entstandenen Kern (Fleisch von gefallenen Thieren, Raubthieren), nebst Kerner (kernder, kerder, carnarium, Beinhaus und Fleischkammer), sowie körnen (ködern, wohl eigentlich mit Fleisch als Lockspeise) trennen. Der Kerner, Kirner, Körner, Werkzeug zum Vorschlagen oder Durchschlagen von Löchern, kann sehr wohl

von kirnen in der Bedeutung „bohren“ kommen, da das Bohren aus dem Quirlen und der Bohrer aus dem urzeitlichen Quirl- oder Bohrfeuerzeuge entstanden ist.

77 (S. 129.) Pott, Etym. Forsch. 2. Ausg. I. 163. Von der gleichen Anschauung ausgehend, sagt Curtius unter sonst sehr richtigen Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der vagen und allgemeinen Bedeutungsumschreibungen indischer Wurzeln von Seiten der einheimischen Grammatiker (Grundzüge, 2. Aufl. S. 103): „Wie wenig aber auch bei den aus einzelnen Beispielen nachgewiesenen davon die Rede sein kann, ihre Grundbedeutung sei erforscht, das zeigt schon die Menge ganz verschiedener Bedeutungen, die sich unter einer Wurzel vereinigt finden. So bei Wurzel vi nicht weniger als sechs.... Solange diese verschiedenen Bedeutungen nicht auf ein Centrum zurückgeführt sind, kann der Etymolog eine derartige Wurzel, und noch dazu außerhalb des Sanskrit, gar nicht gebrauchen.“ Die Zurückführung wesentlich verschiedener Bedeutungen einer Wurzel auf ein Centrum ist gerade dasjenige, was praktisch für den Sprachforscher am wenigsten Werth hat; jeder Versuch dazu ist eine ganz ungerechtfertigte Ueberschreitung des Bodens der Thatsachen, die nothwendig zu den gewagtesten Hypothesen führen muß. J. Schmidt, der in seiner Schrift „die Wurzel ak im Indogermanischen“ (Weimar 1865) solche Grundsätze in Praxis umzusetzen versucht hat, indem er einige hundert lautlich mit ak zusammenzubringende Wörter auf die Grundbedeutung „scharf sein“ reducirte, hat damit nur die Falschheit dieses Verfahrens bewiesen und seinen sein Buch bevorwortenden Meister zu den verzweifelnden Aeußerungen mit veranlaßt, die ich in der Vorrede angeführt habe.

78 (S. 132.) Benfey hatte im griechischen Wurzellexicon

Nacht aus dieser Wurzel erklärt (II, 57), zieht aber in den Nachträgen (S. 369) eine Ableitung aus negativem n mit der Wurzel von wachen (also „Nichtwachen") vor, und kommt auch in dem Sanskritwörterbuch nicht auf jene erste Ableitung zurück. Diefenbach (I, 107) vermuthet eine Verneinung von uhtvo, Morgen; s. jedoch unten Anm. 79. Grimm (Myth. 698) verbindet Nacht mit genug als „die genügende, friedliche, ruhige, zugleich aber vermögende und starke." Ein Zusammenhang mit den später gebräuchlichen Sanskritwörtern niç, niçâ ist sehr ungewiß; die gewöhnliche Ableitung derselben von der Wurzel çî, liegen, schlafen, mit dem Präfix ni, ist nicht unmöglich, schließt aber natürlich einen Zusammenhang mit nakta, nakti, nak (nakt, naǵ? Rv. 7, 71, 1), Nacht aus. Curtius sagt (S. 149): „die Wurzel ist gewiß Nro. 93, da die Nacht keines Menschen Freund ist." (Unter Nro. 93 ist νεκρός, todt, lat. nex, aber auch nocere zusammengestellt). Pott hat sich schon der ersten Auflage der „Grundzüge" gegenüber (Etym. Forsch. II, 1, 303, i. J. 1861) gegen diese, wie er sagt, „sinnlose" Erklärung von Curtius ausgesprochen. Aber was ist sinnlos, wo es keine Gesetze gibt? — Pott selbst, der bemerkt, daß viel Enthaltsamkeit dazu gehöre, nakta nicht mit aktu (Farbe, Licht) in Beziehung zu setzen, versucht n als Negation zu deuten. Es bedarf indessen nur der Annahme einer Wurzelform naǵ neben anǵ, analog dem Verhältniß von Nagel zu ungula, unguis; und zu dieser Annahme kann allein schon die Vergleichung des dem nakta ganz gleichbedeutenden aktâ (Rv. 1, 62, 8) führen.

79 (S. 132.) S. Diefenbach I, 172.

80 (S. 132.) Urspr. und Entw. S. 150 f. xap, xapâ,

(xapas) ψέφος u. s. w. erklärt Benfey im W. L. von σκεπω bedecken, aber im Sanscrit Dict. von der Wurzel xi, verletzen, zerstören. — Man vergleiche vielmehr καπνός, vapor, und das litth. kwapas, Hauch, Athem, Luftzug, Geruch, Ausdünstung, woneben in κόπρος sogar die Bedeutung „Schmutz“ noch steht.

[81] (S. 134.) Vgl. Diefenbach II, 44. — Falsch ist die Zusammenstellung Anderer mit mors als „todtes“ Wasser. Analogien bietet z. B. πέλαγος neben πηλός, palus u. s. w.

[82] (S. 136.) Hierzu gehört also auch ἐνδελεχής, andauernd, und indulgeo, eig. ausdauern, aushalten, dulden, (vgl. Benfey, I, 48. Diefenbach, II, 675).

[83] (S. 138.) Das mit bnauan zunächst verwandte Wort ist ohne Zweifel χναύω. Die Gruppe gn ist im Gothischen unmöglich, und ist in Folge des Vermeidungsprocesses in bn übergegangen. Χναύω, bedeutet sowohl reiben, kratzen, rupfen u. s. w., in welcher Bedeutungsrichtung es an κνάω, κνύω angränzt, als auch nagen, naschen; Euripides (Cycl. 358) gebraucht das Wort vom Abnagen der Knochen oder Zerbeißen des Gebratenen beim gierigen, gefräßigen Verzehren des Menschenfleisches. Die dialectischen knauen, gnauen, ferner knaupeln, knuppern, außerdem aber auch nagen (engl. gnaw) und naschen, nebst einer unzähligen Menge von Nebenformen gehören hierher; auch, wie ich glaube, Knochen. Von Bein und bohnen, die zu einer Umgestaltung des Anlautes keine Veranlassung boten, ist die Zusammengehörigkeit mit den guttural anlautenden Wurzeln allerdings unsicher, und ich möchte sie gegen eine entgegengesetzte Ansicht nicht aufrecht erhalten: doch ist ein Wechsel von Labialen und Gutturalen namentlich in Folge eines verlorenen, ursprünglich folgenden v

bekanntlich in sehr vielen Fällen gewiß, und wir finden neben χναύω nicht nur ψάω, ψώχω u. a. sondern auch bhas, essen, kauen (s. Böhtl.-R.). — Der Zusammenhang der Bedeutungen nagen und kratzen ist übrigens nach den auf S. 158 ff. ausgesprochenen Grundsätzen zu beurtheilen.

[84] (S. 142.) Schmeller (bayrisches Wörterbuch I, 221) führt bitter als Adverb in der Bedeutung sehr an, in den Redensarten: bitter gern, bitter schön, bitter süß, bitter viel, bitter wenig, bitter bös, bitter grüßen, regnen, lachen, weinen. Das Wort bedeutet also hier wahrscheinlich noch schmerzlich, welches ja auch die Grundbedeutung von sehr ist. Wir haben bitter bös, bitter süß, bitter weinen und bitter lachen erhalten, aber mit Nebenbegriffen, die aus der gegenwärtigen Bedeutung des Wortes geflossen sind, in Folge jener seltsamen Wortverirrung, von der ich in Nothstall ein Beispiel angeführt, aber indessen noch mehrere aufgefunden habe. Sie ist nicht mit den Veränderungen in der Lautgestalt der Wörter zum Zwecke etymologischer Verständlichkeit zu verwechseln, wovon Sündfluth und Armbrust die bekanntesten Beispiele sind; in den hier besprochenen Fällen hat sich umgekehrt die Function der Wörter demjenigen angepaßt, was später unter dem Laute verstanden wurde. Bilderbogen z. B. ist jetzt ein Papierbogen mit Bildern, bei Logau aber bedeutete es Thierkreis (s. Grimm). Wenn dies der ursprüngliche Gebrauch ist, so mag der Mittelbegriff „gemalter Thierkreis“ gewesen sein. Auch der Vorgang mit Friedhof ist ein ähnlicher; die Beschränkung des gefriedigten Hofes auf den Kirchhof ging von der mißverständlichen Deutung: „Hof des Friedens“ aus. — Von der wunderlichen Art der Wortbildung durch mißverständliche Uebersetzung bieten

besonders Thiernamen oft weit verbreitete Beispiele. So ist cuniculus, Kaninchen, schon früh in „Königlein“ verwandelt und demgemäß von den Slaven mit krolik übersetzt worden. Der „Gießvogel“ ist eine Uebersetzung von *χαραδριός*, als ob dieser Name von *χαράδρα*, Gießbach, käme, während er zum sanskr. hâridrava gehört und etwa „Gelbvogel“ bedeutet haben muß.

IV.

85 (S. 147.) Neben dem vedischen aktâ steht nämlich aktu, Nacht, von nakta schwerlich grundverschieden. Die Ableitung von anǵ, färben, steht außer Zweifel, und zeigt sich in vielen Stellen noch im Gefühl lebendig; nur darf man freilich nicht mit Pott (Et. Forsch. 2. A. II, 2, 1, 494) die Nacht als „Färberin“ auffassen. Der Begriff Farbe, als Färbestoff, als rother aufzustreichender Saft, steht im Gebrauche unverkennbar daneben. Besonders in der Mehrheit findet sich nun dasselbe aktu häufig von den Farben, mit denen Sonne, Morgenröthe und Feuer den Himmel bestreichen, färben, und es nähert sich daher dem Begriff des Lichtes so sehr, daß die indischen Erklärer sogar „am Tage“ verstehen, wo nach Böhtlingk und Roth „bei Nacht“ zu übersetzen ist. (Rv. 7, 11, 3.) In dem unzweifelhaft identischen, auch von J. Schmidt („die Wurzel ak“ S. 47) auf andere Weise damit verglichenen, germanischen uohta findet sich nun dasselbe; es ist ein zwischen Nacht und Morgen noch schwankendes Wort. Das gothische uhtvo bedeutet Morgenfrühe. Das altnordische otta ist die Zeit von 3 bis 6 Uhr Morgens (s. Grimm, Myth. 709); in

deutschen Dialecten bezeichnen entsprechende Wörter Dämmerung, auch Abenddämmerung, und Nacht. (Vgl. Diefenbach I, 207.) In dem schweizerischen Uechtland heißt das Wort wohl Nebel, oder gar Sumpf. — Zu der Wurzel von aktu gehören ferner auch agni, lat. ignis, Feuer, und angâra, Kohle. Eine Ableitung wie πῦρ, Feuer, von pû, reinigen, die auch Benfey noch neuerdings wiederholt, gehört zu denen, die die Unzulänglichkeit auch der vollkommensten blos lautlichen Etymologie ins Licht zu setzen geeignet sind.

[86] (S. 148.) Ich kann hier vorläufig nur auf die kurzen Andeutungen verweisen, die ich in der 41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte über die Entwickelung des Farbensinnes der Urzeit gegeben habe. Ein Beispiel verschiedener in einer Wurzel zusammenbefindlicher Farben im Semitischen bietet schachor, schwarz, ṣachor, weiß, schachar, Morgenröthe, ṣohorajim, Mittag, ṭahor, rein, zohar, Glanz u. s. w.; wozu ferner u. A. zarach, glänzen, ṣaraát (lepra) und wahrscheinlich noch chaṣir, Grün (im Arabischen auch von andern Farben) zu rechnen ist. — Im Russischen entspricht dem kṛischṇa zunächst tschërnyj (schwarz); aber ursprünglich nicht verschieden ist auch krasnyj, roth und schön. Die Wurzel liegt hier noch sehr deutlich zu Tage: krasitj heißt färben, kraska, Farbe, rother Färbestoff, Schminke. Wahrscheinlich sind beide russische Farbwörter Differenziirung eines ursprünglichen karsna, woraus bei Accentuirung der letzten Silbe durch Verlust des ersten Vocals im Sanskrit kṛischṇa, im Russischen tschërnyj (für kërsn-), hingegen, vielleicht in Folge andrer Accentuirung, ohne diesen Vocalverlust krasnyj werden mußte. Die Versetzung der Liquida im Slavischen und Griechischen,

zuweilen auch im Sanskrit, ist secundär: πράσον z. B. muß aus παρσον, porrum; brahman als Vermeidung der dreiconsonantigen Gruppe aus barhman, wie in Berg, erklärt werden, nicht umgekehrt. Unser Garten, hortus (für horthus) ist daher in den slavischen Sprachen theils grad, theils gorod geworden; Gerste, hordeum (statt horstheum) im Griechischen zu κριθή, (statt χιρσθη). Gerste ist soviel als Borste, von der Wurzel hars (ghvars), lat. horreo für horseo (vgl. hirsutus) starren, sich borstenartig sträuben; ganz ebenso hebr. seórah, Gerste, von saár. Zu Borste gehört auch Bart (slav. brada) und Barte, die, wie das litthauische barzda (Bart, Widerhaken am Pfeil, beim Mähen des Grases stehen bleibender Kamm) zeigt, das s verloren, welches mit dem d, das z. B. in beard eintrat, sich nicht mehr vertrug. (Vgl. zum Theil Kuhn's trefflichen Aufsatz, Zeitschr. XI. 372 ff.; über σθ Urspr. und Entw. S. 413 f.). Als eine merkwürdige Analogie in dem semitischen und indogermanischen Sprachstamme ist es noch erwähnenswerth, daß wie im lateinischen hircus, der Bock, als zottiges Thier von der Wurzelform hirs, so auch das hebräische sair von dem angeführten saár stammt. — Nach dem Obigen wird es wohl kaum zu gewagt sein, πράσον, Lauch (Grünes), und πυῤῥός, πυρσός, röthlich, blond, eben so gut zu krischna zu ziehen, wie Benfey es mit κιῤῥός, gelblich, bereits gethan hat. Wir haben somit in den verschiedenen Sprachen die Farben schwarz, blau (krischna), grau, weiß (canus), roth (krasna, πυῤῥός), gelb (κιῤῥός), grün (πράσον) in einem ursprünglich identischen Worte vereinigt. Daß es sich auf niedrigen Entwickelungsstufen noch bei heutigen Völkern ähnlich verhält, würde es leicht sein zu zeigen; doch muß ich mich hier dessen enthalten. Eben=

sowenig kann ich auf die mit dem besprochenen Stamme entfernter verwandten Wörter, wie z. B. kirmîra, bunt, oder κερκνός, schwärzlich, πολιός, grau, eingehen, da die Bahnen, wie überall in der Sprache, endlos sind.

[87] (S. 149.) S. 425 f. 152, wo jedoch die unendlich vielen Richtungen, nach denen sich die Wörter in leichten Modificationen verfolgen lassen, nur angedeutet sind. Die dem griechischen ἀνθ-, αἰθ- entsprechende Sanskritwurzel ist indh, brennen, anzünden. Im Lateinischen gehört dazu aestas, im Deutschen eit (alt- und mittelhochdeutsch) Feuer, und wahrscheinlich Eiter als zähe Flüssigkeit; (griechisch ἰχώρ, vielleicht aus îdhvar). — Bedeutsame Analogien lassen es mir unzweifelhaft erscheinen, daß schon in dem Ursprunge der Wörter ἄνθος und flos die Doppelseite des rothen Saftes und der Blüthe in der Anlage vorhanden war, und daß Blut und Blüthe ganz ebenso zusammenhängen. Blühen (von der in Anmerkung 88 zu besprechenden Wurzelgruppe) ist „farbig werden," namentlich „roth werden"; man vgl. z. B. engl. blush. Auch das slavische und litthauische kwiat, kwetka, tswiet ist Farbe, besonders bunte, helle, nicht schwarze (color floridus), und zugleich Blüthe, Blume. Es gehört zu der (S. 156) besprochenen Farbenwurzel, woher auch heiß, weiß, heiter stammen. Das arabische zahratun, Blume, kommt von einer Wurzel des Glänzens, die einem oben (Anm. 86) erwähnten Kreis von Farbenbegriffen angehört. Diefenbach versucht Blume mit dem slavischen plod, das Frucht, Wachsthum, Zeugung bedeutet, „etwa durch die Bedeutung des Explodirens, Hervorbrechens" zu vermitteln; Pott denkt an Verwandtschaft mit blähen.

[88] (S. 150.) Man betrachte den Hintergrund, den das

Wort **Morgen** an Begriffen wie Dämmerung, Nebel, Dunkel hat, z. B. in der trefflichen Sammlung Diefenbach's in dem gothischen Wörterbuch, und man wird unter Beachtung der im Text nur angedeuteten analogen Begriffsübergänge, von dem Zusammenhang mit dem lat. marcidus, zerbröckelt, murcus, verstümmelt, und entfernter auch mit mergere, in eine Flüssigkeit tauchen, mit **melken**, **Milch**, namentlich aber von der Stammesgleichheit des gothischen Wortes maurgeins, Morgen, mit gamaurgjan, abkürzen, überzeugt sein. — Was jedoch die specielle Vergleichung von brehen, glänzen, **Blitz** u. s. w. mit **brechen** betrifft, so wird die der Bedeutung nach zugegebene Möglichkeit des Zusammenhanges lautlich durch die folgenden Betrachtungen in ein sehr verändertes Licht treten. Als ältere Formen der Wurzel, die die Bedeutung des Brennens entwickelt, sind nach dem oben (Anm. 86) Bemerkten farg und falg, nicht frag und flag wahrscheinlich, und zwar tritt der Wechsel von l und r in einer Weise hervor, daß derselbe schon für die Zeit vor der Sprachtrennung angenommen werden muß. Wir finden ferner neben harita (in der ältesten Zeit **hochgelb**, **orange**, später über **gelb** bis zu der gewöhnlichen Bedeutung **grün** fortschreitend) bharita; ebenso steht fulvus neben gilvus, helvus, und **braun**, **blau** neben **grau** und **grün**. Wir haben also hier dieselbe Erscheinung vor uns, wie in der Wurzel har oder bhar, halten (Urspr. und Entw. S. 424), wie in **Gerste** und **Borste** und überhaupt hars und bhars, sich emporsträuben (Anm. 86), wie in hram und bhram, brummen (Urspr. und Entw. S. 309 ff. 424 f.), in han und bhan, schlagen, tödten: Doppelwurzeln mit gh und bh im Anlaute stehen schon vor der Sprachtrennung in bedeutungsloser Variation neben-

einander, und wir können für fulgeo, flagro, ferveo u. s. w., wenn wir nicht über die durch Sprachvergleichung gegebene Analyse hinausgehen wollen, nur die Wahl zwischen den Grundformen ghalg, gharg (vielleicht ghvalg) oder bhalg, bharg offen lassen, deren Zusammenhang mit harita, χαροπός, χλόη, also einer einfachen Wurzel ohne den auslautenden Consonanten, kaum zu bezweifeln ist. Während die letzteren Formen uns einerseits auf gharma (für ghvarma), Hitze, warm, griech. θερμός, θάλπω und χλιαρός, andererseits auf χραίνω, χρίω, bestreichen, besprengen, salben, färben, χροιά, Farbe, χραύω, kratzen, und die Wurzel ghṛi, besprengen und glänzen, verweisen, so gehört doch ebenso bestimmt auch φύρω, kneten, mantschen, mischen, benetzen, beflecken, φάρμακον, Heil- und Zaubermittel, Gift, Farbe, hierher. Ueber Blut und blühen s. die vorige Anmerkung, ihnen gegenüber sehen wir wieder Glut und glühen mit ihren zahlreichen Verwandten. Wenn man mit diesem Sachverhalt die Steinthal'sche Darstellung von dem „Reflexlaut bhrak“ (S. ob. S. 30) vergleicht, so wird man sich nicht verhehlen können, auf wie schwachen Füßen diese ganze Zusammenstellung mit allen auf dergleichen gebauten Folgerungen ruht.

[89] (S. 151.) Griechisch σσ ist aus tsch (für kj) entstanden, s. Urspr. und Entw. S. 433. ευ ist eine Mittelstufe zwischen u und ursprünglichem au, sanskr. ô, wie das germanische iu.

[90] (S. 153.) Ov. A. am. II, 467. Met. I, 15.

[91] (S. 155.) Asita ist nicht mit sita zusammengesetzt; das letztere ist wahrscheinlich (wie sura aus asura) erst daraus abstrahirt; ita ist die Farbenendung mit dem Femininum iknî (asiknî), wie palita, paliknî (Pâṇ. IV, 1, 39.

Vârt. 2.) Sie findet sich auch in harita, rohita, bharita, pîta, ġjeta, çveta, eta, doch mit Femininen auf itâ und inî. Ein diesem ita entsprechendes Suffix ist in den europäischen Sprachen selten (russisch shëltyj, gelb, vgl. zoloto, slav. zlato, χρυσός, Gold), man müßte denn id in pallidus, rubidus, lividus, luridus, candidus, sordidus, lucidus, limpidus, squalidus, viridis damit identificiren wollen, wofür das dem palita entsprechende πελιδνός, πελιτνός angeführt werden könnte. Ursprüngliches d zeigt sich auch in schwarz, weiß, und mit dem letztern scheint çveta verglichen werden zu müssen. Neben den Femininen auf nî stehen aber auch die Masculina auf na: hariṇa, ġjena (weiß und Habicht), ferner hiraṇa, aruṇa, arġuna, çoṇa, womit die Endung des Vogelnamens çakuna sich erklärt. Hierher gehört denn auch krischṇa. Wie schon aus den Verwandten des letzten Wortes sich ergibt, existirt das Suffix n auch in Farbenwörtern verwandter Sprachen, namentlich in grün, braun, in πράσινος, ἀργεννός, κύανος, μέλαν, περκνός (sanskr. priçni, gesprenkelt, litth. kerszas) u. A. Es ist nach alledem gewiß nicht zu gewagt, asinus mit asita zusammenzustellen. Auch κίλλος, Esel, kommt von κιλλός, κίλλιος, grau, nicht etwa umgekehrt. Der semitische Name des Esels chămor (aus chimaur) ist ebenso abzuleiten. Häufiger als die erwähnten Endungen ist für die Farbe durch die indogermanischen Sprachen das Suffix la, ra verbreitet; z. B. çukra, çubhra, citra, çvitra, ṛiġra (vgl. ἀργυρός), dhûmra, dhûsara, dhavala, nîla (lat. niger), kapila, pâṭala, peçala (ποικίλος) pingala, pangula, pinġara, pâṇḍara, pâṇḍura, kaḍâra, kirmira, kirmîra, karbura, çarvarî, çavala (vgl. kokila), nakula (gewöhnlich: Ichneumon, doch vgl. Pet. Wörterb.),

citrala; griech. ἄργιλος, χλωρός, ὠχρός, ἐρυθρός, ruber und rutilus (vgl. sanskr. rudhira, Blut), caerulus, ater. Der Sanskritendung u in babhru (πορφύρεος), aru, pâṇḍu, karbu, kaddru scheint das lateinische vus zu entsprechen: fulvus, flavus, gilvus, helvus, fulvus, vgl. corvus (Rabe) und vielleicht cervus (Hirsch); deutsch: falb, gelb (aus falw, gelw), blau, grau; i erscheint in hari, çuci, kapi, çiti. Die Endung ant zeigt sich in ruçant, vgl. lat. argentum (raǵata); Suffix sa in aruscha. Im Sanskrit werden auch Farbenwörter mit den Endungen anc, ça gebildet, z. B. çvitjanc, etaça, kapiça, vgl. χάροψ (das ich nicht „grünäugig" erkläre); αἶθοψ, αἴθλοψ, νῶροψ (νωρ = niger?) Aus der Endung anga (piçanga, sâranga, çâranga) erklärt sich kapingala. Man sieht, daß zuweilen mehrere Endungen zusammengekommen sind, z. B. i-ta, i-la, u-na, u-ra, i-anc, i-nga-la. In sordidus scheint das erste wie das zweite d das gleiche Suffix zu sein; ebenso in citrala das r und l. — Daß es alte Farbenbezeichnungen ohne Suffixe gegeben hat, ist wohl selbstverständlich. Doch sind sichere Beispiele, wie roth, rufus, auffallend selten; über kâla, schwarz, çâra, bunt, gelb, kann gezweifelt werden, ja sogar über pinga, khunga, khonga (? s. Anm. 92). — Einige Bemerkungen mögen hier noch über einzelne Punkte von besonderem Interesse gestattet sein. Unter den oben angeführten Wörtern ist çoṇa, roth, rothbraun, feuerfarbig; welches sehr alte Wort Benfey gegen alle Analogie von savarṇa ableiten will. Für suvarṇa, svarṇa, Gold, ist die freilich naheliegende Ableitung von su-varṇa, schönfarbig, allgemein angenommen; ich glaube es jedoch mit suar, svar, Sonne, Himmel zusammenstellen zu müssen (wie aurum mit aurora), woraus sich auch die doppelte Form erklärt.

Svar, der Name der Sonne (goth. sauil, lat. sol) hat übrigens mit dem speciell indischen Gotte Savitri (wahrscheinlich „Zeuger") keinesfalls etwas gemein. Ein anderes der oben aufgeführten Farbenwörter führt zu der bis jetzt nicht gelungenen Auflösung des interessanten Wortes Eisen. Das sanskritische ajas wird von Pott, Benfey u. A. aus der Wurzel jam erklärt (a-jam-s), als das „Unbezwingliche," ἀδάμας; was schon darum unmöglich ist, weil die negirende Partikel an nur im sanskritischen und iranischen Sprachzweig mit Einschluß des Armenischen das n gelegentlich abwirft, in der indogermanischen Urzeit also nicht a gelautet haben kann. Das Wort eta, fem.: enî heißt farbig; die Wurzel desselben kann nur i (aj) sein. Die Bildung von ajas aus dieser Wurzel (vgl. pajas) ist ganz regelmäßig, und ajas bedeutete demnach einen farbigen Stoff. Nun heißt eṇa, fem.: eṇî eine schwarze Antilope, und da dies doch wohl nach den obigen Analogien mit eta zusammenhängt, um so mehr als, wie es scheint, das Thier, oder ein ähnliches, auch eta heißt (Rv. I, 165, 5 u. ö.), so haben wir eine mit dem historisch belegten ältesten Sprachgebrauche der Inder und Iranier und der nicht zu mißdeutenden Uebereinstimmung der germanischen Sprachen zusammentreffende weitere Spur, daß das ajas der Urzeit Eisen, nicht Kupfer gewesen ist. Vgl. kṛischṇâjas, lohitâjas und kṛischṇaita, rohitaita. Vielleicht darf sogar aj-ta mit as-ita (und ar-uṇa) als verwandt betrachtet werden. Eine Parallele zu dem Wechsel der Begriffe Kupfer und Eisen bietet übrigens χαλκός, welches bei Homer unbestritten „rothes" Kupfer, dagegen im russischen sheljezo (das auf χαλχος schließen läßt) Eisen ist. Vgl. ferner loha, Eisen, engl. lead, „Loth," Blei, während lohita,

rohita, roth, und daneben rohit, Weibchen der schwarzen Antilope.

[92] (S. 155.) Il. 10, 334: ῥινὸν πολιοῖο λύκοιο. Auch koka heißt im Sanskrit Wolf und zugleich Kuckuck und rothe Gans. Da das weiße Pferd karka und kokâha heißt (Hemac. 1237), so lassen sich vielleicht alle diese Formen auf kvarka oder kvarkva mit der Bedeutung „farbiges Thier" zurückführen, wenn anders die dort angeführten Pferdebenennungen (z. B. khongâha, serâha, khungâha, kijâha, trijûha, vollâha, urâha, surûhaka, kulâha, ukanâha) nicht Fremdwörter sind, wie Böhtlingk und Roth mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen. Der semitische Name des Wolfes, zeeb, ist vermuthlich ebenso zu erklären, und mit zahab, Gold, ṣahob, goldgelb, vielleicht auch mit sebah, greises Haar, in Verbindung zu bringen. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß bei Homer die weißen Haare der Greise stets πολιαί heißen, nie λευκαί, indem, wie es scheint, dieses Wort seinen Ursprung aus roth, licht, noch nicht so weit verloren hatte, um für eine dem Grau nahe stehende Schattirung verwendet zu werden. — Der Gedanke liegt wohl nicht fern, daß der Name des Bären (arksa) von dem des Wolfes (varka) nicht ganz unabhängig sei. Ein ähnlicher Zweifel muß sich über vulpes, Fuchs, aufdrängen, besonders aber auch über λύγξ, Luchs, slavisch rys. Die Möglichkeit, daß ṛixa, Bär, auch mit dem Namen des Elenthieres, alce, zusammenhänge, hat schon Diefenbach angedeutet (Orig. eur. p. 323); besonders nahe berührt sich das litthauische Wort für Bär, lokis, mit dem slavischen für Elenthier, los. Albr. Weber (Zeitschrift VI, 320) hat (jedoch mit ganz anderer Etymologie) Reh und sanskr. ṛiçja (oder ṛiça), männliche schwarze (oder

bunte) Antilope, mit alce und rixa zusammengestellt. — Ich halte, im Hinblick auf gaura, „Büffel“ und „gelb, roth, weiß; gelber Färbestoff“ auch go, bos, Kuh, für einen Farbenthiernamen. Man vergl. das zendische gaona, Farbe; ob das vedische eta-gva, buntfarbig, von Rossen, dazu gehört, wird wegen der Bedeutung von gva z. B. in daça-gva, çata-gvin, zehn-, hundertfältig (wovon guṇa nicht getrennt werden kann), zweifelhaft. — Ist auch sinha, Löwe, in seinem Zusammenhang mit sinhala, Zinn, Kupfer, sinhâna, Eisenrost, so zu erklären? Dann wären vielleicht sanguis, sanies (für sanhies, vgl. çinghâna) verwandt.

[93] (S. 158.) *Κῆδος* enthält die beiden Begriffe Sorge und Verwandtschaft, einigermaßen wie necessitas, necessitudo. Auch *κεδνός*, lieb, gehört zu dem Begriffe „verbinden“; die Ausführung dieser gewaltigen Begriffswurzel ist für den zweiten Band meines größeren Buches bestimmt.

[94] (S. 161.) Wobei natürlich von einer mehr als scheinbaren Zusammensetzung des gothischen fraitan aus fraïtan abgesehen wird; das mittelhochdeutsche verezzen ist wohl mißverständlich gebildet.

[95] (S. 161.) Grimm, Myth. 1036.

[96] (S. 161.) Bopp, Pott, Benfey u. A. erklären *μῖμος* von der Wurzel mâ, messen; nachahmen soll aus der Bedeutung „sich mit etwas messen“ hervorgehen. Man vergleiche jedoch z. B. das gothische bimampjan, verspotten, und andere verwandte Stämme mit der Bedeutung „Gesichter schneiden“ (Diefenbach I, 29); im Griechischen selbst *μῶμος*, Spott, *μέμφομαι*, tadeln u. s. w.

[97] (S. 162.) Vgl. den vortrefflichen Artikel gramjan in Diefenbach's gothischem Wörterbuch, II, 423.

[98] (S. 162.) *Μῆνις* ist Grimm, Groll, besonders der

fürchterliche der Götter, wofür auch das deutsche Grimm ursprünglich mit Vorliebe verwendet war; im Sanskrit ist manju außerdem auch Schmerz, Sorge. Lautlich gehört zu Schmerz zunächst *σμερδαλέος*, *σμερδνός*, schrecklich tosend, furchtbar. Mit mors, Tod, slavisch smertj, hat das Wort nichts zu schaffen.

[99] (S. 164.) Vgl. Urspr. und Entw. S. 309 ff. 424 f.

[100] (S. 168.) In den ältesten Stellen hat *μύω* die Bedeutung „die Augen schließen," und wir haben keinen Grund, diese für die jüngere zu halten. Auch vom speculativen Standpunkt müssen wir es wahrscheinlicher finden, daß die Bewegung der Augen von jeher einen überwiegenden Eindruck gemacht hat. Selbst Thiere, die den Menschen ansehen, sehen ihm ins Auge. Wie die Hand für die Hand, wie die küssende Lippe für die Lippe, so hat für das Auge das Auge sympathetische Anziehungskraft. Schwerlich waren jedoch die für den sprachlichen Reiz wirkungsvollsten Bewegungen so ganz isolirt; die Wurzeln, in denen die Verzerrung des ganzen Gesichtes sammt dem dabei ausgestoßenen Laute dargestellt sind, stehen der Urgestalt ohne Zweifel näher. Von diesen konnte sich die eine mehr der einen Seite des Gesammteindruckes zuwenden, die andere mehr einer andern.

[101] (S. 172.) Wenn man über den Antheil nachdenkt, der der Gesticulation in dieser uralten Zeit zugekommen sein mag, so wird man denselben doch mindestens nicht geringer annehmen dürfen, als er noch heute bei lebhaftem Gedankenausdrucke uns Allen natürlich ist; die Frage, ob Naturvölker lebhafter gesticuliren, die bekanntlich in dieser Allgemeinheit nicht kurzweg bejaht werden kann, mag dabei außer Betracht bleiben. In einer Zeit, wo die Menschen

noch nichts als solche Begriffe auszudrücken hatten, wie beißen, reiben, fassen, scharren, treten, mußte wohl der unmittelbare Drang des Ausdrucks, die innere Gewalt der vorgestellten Bewegung ganz von selbst zu einer Mitbewegung führen, die beim Scharren den Fuß, beim Fassen oder Schlagen die Hand in Mitleidenschaft setzte, wie es einer etwas affectvollen Darstellung, selbst in der Gegenwart, eben nicht ferne liegt. Hiermit ist, wie man leicht sieht, für das Verständniß eines an sich zweideutigen Lautes eine bedeutende Unterstützung gegeben, indem beißen, wenn es eine mit der Hand auszuführende Bewegung ausdrücken sollte, von einer ähnlichen begleitet war; und das ursprünglich ohne alle Absicht, dadurch verständlicher zu werden. Auch läßt sich denken, wie die eintretende Differenziirung durch ein solches Hülfsmittel einen Stützpunkt gewinnen konnte. Was mich dabei hier veranlaßt, auf diesen Gegenstand einzugehen, ist der Einfluß, den die Gesticulation in einzelnen Fällen auf die Wortbildung selber haben mußte. Man muß nämlich diesen Trieb nur ebenso auf die in dem Antlitz vorgehenden Bewegungen beziehen, und es ergibt sich, daß mit dem Worte gleichzeitig eine Gesticulation der Gesichtsmuskeln verbunden werden mochte, die nicht verfehlt haben kann, selbst auf die Lautgestalt des Wortes einzuwirken. Wie, wenn das Bild der Faust oder eines Schlages mit derselben vor die Seele und das Wort auf die Zunge trat, gleichzeitig die Faust sich ballte, so suchte bei der Vorstellung des Beißens der Mund sich zu schließen, bei der Benennung der Nase diese selbst irgendwie in Mitleidenschaft zu treten. Dies ist der eigentliche Grund der in verschiedenen Sprachen (auch z. B. in Betreff des Französischen) bemerkten Erscheinung, daß in

Benennungen der Sprachorgane wie Kehle, Zahn, Nase, häufig ein Consonant eben dieses Organes den Anlaut oder doch einen Bestandtheil bildet. Der Trieb der Gesticulation ist, uns völlig unbewußt, noch jederzeit lebendig, und lenkt, selbst in modernen Sprachen, bei verschiedenen offen stehenden Möglichkeiten, die Wahl mit Vorliebe auf eine Benennung, die es gestattet, ihm Genüge zu leisten. — Ganz ähnlich ist es mit der Schallnachahmung. Wie wir noch heute — freilich nur in einer Sprache, die wir außerdem verstehen — in einzelnen Sprachlauten eine Analogie mit den Klängen der Außenwelt zu fühlen glauben, so wirkte ein gleiches Gefühl allerdings schon bei der Feststellung der Worte mit; aber ebenfalls nur in soweit als die gefühlte Analogie eines der Motive bei der instinctiven Auswahl und Specialisirung war, die der Gebrauch unter den an sich gleichdeutigen Wörtern vollzog, und zwar mit noch geringerem Antheil, als die Gesticulation, da diese der ursprünglichen Natur der Sprachbildung näher steht. Wie sehr die Rücksicht auf das Besondere des zu bezeichnenden Klanges secundär ist, sieht man schon daraus, daß die Wirkung oft auf bloßen Flexionslauten beruht, oder nur bei einer ganz jungen Entartung der Wortgestalt noch aufzufinden ist. So sind z. B. in schmatzen, schnalzen, das z, in donnern das r, in rollen das l Flexionslaute, und in zischen kann weder z noch sch ursprünglich sein. Alle solche Wörter verlieren, in ihrer alterthümlichen Form gesehen, den Anschein des Malerischen ganz oder doch zum allergrößten Theile; z. B. surren und schwirren haben in der Wurzel svar, im lateinischen sermo, Rede, weder lautlich noch begrifflich mehr etwas von einem speciellen Naturklange an sich. Die Sprache hatte je früher

um so weniger von diesem Zusammenhang mit der tönenden Natur, in dem man gerade vorzugsweise ihren Ursprung suchen wollte. Dieser Zusammenhang entsteht erst in Folge einer Art von Anziehung, eines Triebes nach Ausgleichung zwischen dem Eindrucke des gehörten Klanges und des gehörten Wortes. — Endlich ist unter den secundären Motiven, die bei Festsetzung des speciellen Verbandes zwischen Begriff und Laut ganz unmerklich mitwirken, eines der wichtigsten die gegenseitige Anziehung der Worte. In jedem Worte klingen eine unendliche Menge von Seelenregungen mit, die an den Laut geknüpft sind, und die, ohne daß wir uns darüber Rechenschaft geben können, auch in einem bloß ähnlichen Laute zum Theil ebenfalls noch mitklingen. Daher geben die Wörter zum Theil gegenseitig einander ihre Färbung; auf die Bedeutung jedes Wortes in dem z. B. ein u vorkommt, wirkt, wenn auch noch so wenig, doch unausbleiblich, jedes in unserer Seele schlummernde andere Wort mit u ein, und bei größerer Uebereinstimmung im Laute wird auch die Wechselwirkung größer. Es kann z. B. nicht fehlen, daß das Wort Gefühl in seiner Färbung etwas von dem Worte Gewühl influirt wird. Dem entsprechend ist also auch eine Neigung vorhanden, eine noch schwankende Bedeutung nach der Seite hin sich festsetzen zu lassen, von wo die größte Summe von Anziehungen durch Lautähnlichkeit einwirkt. Es ist dies eine Art von erweiterter Analogie, die sich auf das Unbestimmtere, Dunklere erstreckt. Aber solche in den subjectivsten Hintergrund unsrer Stimmung verwobene Antriebe sind für die Sprachforschung gleichgültig, da sie ebenso unfaßbar, als wechselnd und dem Kern der Sprache fremd sind. Das Bewußtsein von ihnen dient nur dazu, uns die subjectiven Täuschungen mancher

sprachlichen Speculationen zu erklären und uns vor ähnlichen zu sichern. Das Resultat, das sich aus solchen Betrachtungen ziehen läßt, ist, daß selbst die in die Urzeit sich verlierende Einwirkung der Gesticulation auf die Worte etwas Accessorisches, den Laut nur Modificirendes ist, und daß auch in solchen Fällen nicht auf eine ursprünglich naturgemäße Verbindung von Laut und Lautobject geschlossen werden kann. Der einzige Weg, die Bedeutung eines Lautes zu ermitteln, ist der historische. So sehr es möglich, oder sogar wahrscheinlich ist, daß bhid zuerst das Beißen bedeutet hat, so sagt doch der Lippenlaut uns darüber nichts; er kann eben sowohl von Wahlverwandtschaft, als von Verwandtschaft herrühren, ja auch keines von beiden: ob der Weg, den der Begriff eingeschlagen hat, vom Zerbeißen auf das Zerreißen führt, oder umgekehrt, ist eine Frage, die nur historisch, unter Herbeiziehung aller diese Begriffe vereinigenden Wurzeln, und der sämmtlichen Verkettung der Begriffe überhaupt, behandelt werden darf.

[102] (S. 173.) Nur wenn die sichtbare Bewegung im Sprachlaute enthalten ist, nicht aber wenn es nur den Schall nachahmt, kann das Wort auch zum Ausdruck des Willens werden. Damit in irgend einer Form ein Ruf ausgestoßen werden konnte, wie „geh!" — mußte die Bewegung des Gehens als Vorstellung vor die Seele treten, und zwar auf eine analoge Weise, wie in dem Augenblicke, da das wahrgenommene Gehen durch das Wort wiedergegeben ward. Eine solche Analogie besteht aber nur zwischen Sehen und Denken, nicht zwischen Hören und Denken. Wer will, daß jemand gehe, will nicht den Schall der Tritte, sondern die anschaulich räumliche Bewegung. Die Theorie der Schallnachahmung schließt also für die erste Sprachperiode jede imperativische

Verwendung der Sprachlaute aus, was der wirklichen Entwickelung schwerlich entsprechend ist.

[103] (S. 175.) Von Schaarschmidt's Versuch, den Kratylos für unächt zu erklären, habe ich gänzlich abgesehen. Diese Meinung, für die, wenn sie mit den stärksten kritischen Beweismitteln ausgerüstet wäre, es keine andere Antwort gäbe als: unmöglich! wird kaum auf etwas Anderes als auf innere Gründe gestützt, die auf ebensovielen Mißverständnissen beruhen. Wenn denn doch einmal subjective Gründe gelten sollen, so mag es auch einer, den man allerdings fühlen muß: es ist die Andacht, das eigenthümliche Gemisch von Klarheit, Rührung und Erhebung, das so unter allen Menschenschöpfungen nur Plato's Bücher bewirken. Außer Benfey's Abhandlung hat auch manche treffende Bemerkung in dem Aufsatze von Alberti (Rhein. Mus. Bd. XXII, 477 ff.) zur Aufklärung über den tiefen Sinn des platonischen Gesprächs beigetragen. Was den Grundgedanken betrifft, so bekenne ich, denselben durch die erneuten Besprechungen noch nicht für erschöpft zu halten und keinen von den neuerdings aufgestellten, zum Theil schroff einander entgegengesetzten Standpunkten ganz theilen zu können. Ueber den Zusammenhang des Gesprächs mit Plato's Gesammtlehre und seine Stellung zu seinen Vorgängern hoffe ich mich bei einer andern Gelegenheit aussprechen zu können. Was jedoch insbesondere die jetzt so allgemein geltende Auffassung von Plato's Etymologien als Scherz betrifft, so ist diese von Schleiermacher herrührende Anschauung nach meiner festen Ueberzeugung (die ich schon Urspr. und Entw. S. 407 andeutungsweise ausgesprochen habe) total irrig. Wenn, wie sich nachweisen läßt, fast alle diese Etymologien durch das ganze Alterthum von

Grammatikern und Philosophen geglaubt, und wenigstens durchaus nicht spaßhaft gefunden worden sind, so ist nicht einzusehen, warum Plato nicht von der Möglichkeit, daß diese Etymologien richtig seien, ebenfalls überzeugt gewesen sein sollte. Ich sage von der Möglichkeit, denn auf Gewißheit machte die Etymologie noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts überhaupt keinen Anspruch. Ob unter solchen Ableitungen einige sind, die wir, von unserm ganz andern Standpunkte aus, für richtig halten, oder nicht, ist für diese Frage ganz gleichgültig. Die Mühe, die man sich nun seit Jahrzehnten gibt, die Grenzen zu finden, wo in Plato's Etymologien der Scherz aufhört, ist gänzlich verloren, wie schon die Ausflüchte hätten zeigen können, zu denen man sich zu diesem Zwecke gezwungen gesehen hat. Steinthal (in seiner Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern) sucht eine Art von wehmüthiger Selbstironie, Benfey warnende Beispiele gegen gewagte Etymologien in Plato's Ableitungen; wobei denn die augenscheinlich eine ernste Meinung zulassenden oder gar richtigen Ableitungen anfangen eine größere Schwierigkeit als die falschen zu bereiten. Man frage sich aufrichtig, ob nicht mit demselben Rechte Bopp's und Grimm's Erklärung von Braut aus dem sanskritischen praudhâ für Ironie und warnendes Exempel gehalten werden könnte; und ich mache mich anheischig, aus berühmten und mit Recht berühmten Büchern unserer Zeit einen ganzen neuen Kratylos in diesem Sinne zusammenzusetzen. Wie konnte Plato, wenn er auch selbst höher stand, als seine Zeitgenossen und das ganze Alterthum nach ihm, Aristoteles eingeschlossen, der an Plato's Etymologien keinen Anstoß nimmt und einige derselben sich zu eigen macht, wie konnte er, frage ich,

erwarten, daß man seinen Spaß verstehen würde, und unter seinen Lesern auf lauter Schleiermacher rechnen? Konnte er hoffen, anderer Zeitgenossen Irrthümer zu widerlegen, indem er auf sie in einer Weise einging, die mit der ihrigen zum Verwechseln ähnlich gewesen sein mußte? Was wäre das für eine Ironie, die von einer wissenschaftlichen Wahrheit so geschickt das Gegentheil sagt, daß bis nach Jahrtausenden kein Mensch auf den Gedanken kommt, es sei dies Gegentheil nicht im Ernste gemeint? Die Ironie des Sokrates bestand in etwas ganz Anderem. Sie entsprach wesentlich dem griechischen Begriffe des Wortes; sie war persönlicher Art, eine künstlich angewendete Bescheidenheitsform, eine Verstellung, die den Gegensatz des falschen Scheines, der Prahlerei bildete, ein Verstecken und schelmisches Verläugnen eigener Vorzüge, dissimulatio. Sokrates stellt sich dumm, unwissend, zuweilen über fremde Thorheit als über große Weisheit verwundert; aber er sagt nicht selbst Thorheiten, die andere für Weisheit halten können. Indem Plato ihn nun eine wissenschaftliche Ansicht von so positiver Art vortragen lassen wollte, wie die sprachliche im Kratylos, gerieth er mit der solches positive und besonders grammatische Wissen von sich ablehnenden Weise seines Sokrates in Widerspruch; daher ironische Wendungen, in denen er sich sonderbar vorkommt, solche Dinge zu sagen, und scheinbar zuweilen selbst keinen Werth darauf legt. Man vergleiche z. B. die Art, wie die Besprechung der Vocale und Consonanten eingeleitet wird (p. 424). Wo Plato fürchten kann, lächerlich gefunden zu werden, da baut er selbst durch Redensarten wie, es sei freilich lächerlich, oder, man werde vielleicht darüber lachen, vor. Man weiß ja, daß Sokrates über grammatische Dinge

wirklich lächerlich gemacht worden war, und das auf eine furchtbar wirksame Weise, von Aristophanes. Plato mußte ihn also sagen lassen: ich weiß, daß Ihr mich auslachen werdet; aber ich habe dennoch Recht. Denn was können die Worte anders heißen: »γελοῖα μὲν οἶμαι φανεῖσθαι ..., ὅμως δὲ ἀνάγκη; Ich glaube, es wird wohl lächerlich erscheinen, daß die Gegenstände durch Buchstaben und Silben nachgeahmt zur Darstellung gelangen; aber es ist nicht anders möglich“ — (425)? Die Zurückführung der Urwörter auf göttlichen Ursprung, gleichsam ein deus ex machina, oder auf Entlehnung von den Barbaren, welche nämlich älter seien, oder die Berufung auf ein zu hohes Alterthum, welches die Erklärung unmöglich mache: das alles seien Ausflüchte, um über die Urwörter keine Rechenschaft geben zu müssen, während doch ohne diese auch jede Erklärung der secundären Wörter unmöglich sei. „Was ich nun aber selbst über die Urwörter denke,“ fährt sodann Sokrates fort, „scheint mir ganz drollig und lächerlich.“ Und was folgt nun? Der allgemein bewunderte Versuch über die Urbedeutung der Laute, den wohl Niemand für einen Spaß halten wird. Das Lächerliche, dem somit vorgebaut werden soll, besteht nicht in der Unwahrheit, sondern in der Seltsamkeit der Behauptungen. So wenn die Wörter auf fremdartig klingende Urwörter zurückgeführt werden, was dem naiven Gefühl einen lächerlichen Eindruck macht; wie denn z. B. Hermogenes über die Ableitung von βλαβερόν aus βουλαπτεροῦν sagt: „Eben war es mir gerade, als hättest du das Vorspiel zum Atheneliede geflötet, wie du so sagtest: bûlapterûn.“ Worauf Sokrates: „Ich bin nicht Schuld, Hermogenes, sondern Diejenigen, die das Wort gemacht haben.“ „Das ist wahr,“ sagt Hermogenes (418).

In dem Theile des Gesprächs, der die Wortableitungen enthält, nach Benfey's Ausdruck „ein brillantes etymologisches Feuerwerk" zu sehen, „in welchem die Blitze des Scherzes, Spottes, Hohns, der Ironie und Persiflage wie Raketen von allen Seiten sprühen," ist mir nicht möglich; um so weniger, als dieser „größere Abschnitt", wie er mildernd genannt wird, von den 57 Seiten des Gesprächs (einschließlich der etymologischen Betrachtungen auf S. 434, 437) deren einige 40, also augenscheinlich den ganzen Kern des Dialogs enthält. Wie sehr mir im Gegentheile auch der etymologische Theil mit Plato's Grundanschauungen im Einklange zu sein scheint, kann ich hier nicht ausführen; ich bemerke nur noch, daß für die Annahme, Plato habe mit seiner Etymologie die seiner Zeitgenossen lächerlich machen oder ironisch auf sie anspielen wollen, sogar noch der Nachweis fehlt, daß es eine solche Etymologie überhaupt gegeben hat. Der uralten sprachlichen Spiele bedienten sich freilich die Philosophen zu Plato's Zeit ebenso wie die Dichter; und diese Benutzung der Sprache konnte Plato unmöglich verspotten wollen, da er sie selbst ganz ebenso verwendet. Die Ableitung von *σῶμα* aus *σῆμα* (Crat. p. 400) wird auch im Gorgias (p. 493) im Namen „eines Weisen" erwähnt, und wirklich hat man auch hier von „deutlicher Ironie" gesprochen (Schaarschmidt a. a. O. S. 352), obschon der Zusammenhang eine solche offenbar verbietet; die Ableitung von *Ἅιδης* aus *ἀειδής*, die im Kratylos als gewöhnlich erwähnt, aber nicht angenommen wird, kommt nicht nur an derselben Stelle des Gorgias, sondern auch im Phaedon (die beide ohne Zweifel früher geschrieben sind) in einer eigenthümlichen Verwendung vor (p. 80), hinter der Ironie zu suchen ganz unmöglich ist.

Während sich also Plato in der gelegentlichen naturetymologischen Benutzung der Sprache zu seinen Zeitgenossen gar nicht im Gegensatze befindet, konnte in der methodischen Behandlung der Etymologie im Kratylos eine ironische Beziehung noch weniger liegen, da im Gegentheile höchst wahrscheinlich Plato der Erste war, der eine solche mit Bewußtsein und in einem unsern Begriffen von Etymologie dem letzten Zwecke nach übereinstimmenden Geiste versucht hat. »*Πρώτῳ τὸν ὑπὲρ ἐτυμολογίας εἰςάγοντι λόγον Πλάτωνι*,« sagt schon Dionysius von Halikarnaß.

104 (S. 177.) Dieser Ausdruck, den Goethe aus Plotin kannte, ist von Plato selbst: Rep. VI, 508 (*ἡλιοειδέστατον*).

105 (S. 178.) Crat. 422 sqq.

106 (S. 180.) Plut. de plac. phil. IV, 19.

107 (S. 181.) So erklärt Benfey (a. a. O. 288) ohne Zweifel mit Recht die Stelle 427 C. Aber „scherzhaft" sind auch diese Etymologien nicht. Es finden sich ganz ähnliche und durchaus ernsthaft gemeinte Beispiele dieser Art bei den Stoikern. Außerdem ist es auch vielleicht zu beachten, daß es nur Vocale (*α*, *η*, *ο*) sind, für die Plato diese Rücksicht auf die Schriftzeichen annimmt.

108 (S. 181.) Selbst Jacob Grimm (Ueber den Ursprung der Sprache, Berl. Abh. 1851, S. 122) läßt sich zu dem Ausspruch verleiten: „Ohne Sprache, Dichtkunst und die zur rechten Zeit sich eingestellten Erfindungen der Schrift und des Bücherdrucks, würde die beste Kraft der Menschheit sich verzehrt haben und ermattet sein."

109 (S. 181.) Plato's Ausdrucksweise selbst kann dies beweisen. Der Satz »*ὄνομ' ἄρα ἐστίν, ὡς ἔοικε, μίμημα φωνῆς ἐκείνου ὃ μιμεῖται*« (Crat. 423) ist geradezu zweideutig, und nur das Vorausgehende entscheidet, daß

φωνῆς nicht objectiver, sondern subjectiver Genitiv ist: „das Wort ist Nachahmung der Stimme,“ d. h. von Seiten der Stimme, nicht „Schallnachahmung.“ Wie nämlich vorher von der Geberdensprache gesagt war, „sie wäre eine Nachahmung mittels des Körpers, indem der Körper das nachahmte, was er bezeichnen wollte,“ so auch hier: „der Name ist eine Stimmnachahmung dessen, was er nachahmt, und der mit der Stimme Nachahmende benennt, was er nachahmt.“ Die im letzten Theile des Satzes liegende Umkehr der Definition war nöthig, weil nur hieraus der Schluß gezogen werden konnte, der im Folgenden zurückgewiesen werden soll, nämlich, daß dann auch benenne, wer Thierstimmen nachahmt. Wollte man hingegen übersetzen: „der Name ist Nachahmung eines Schalles desjenigen, was er nachahmt,“ so würde die hiermit gegebene Definition im unmittelbar Folgenden nicht durch Beschränkung berichtigt, sondern völlig wieder umgestoßen. — Man sieht leicht, daß Plato's Ausdrucksweise mit einem bestimmten zu seiner Zeit vorhandenen Gebrauche der Verbindung μίμημα φωνῆς unverträglich ist, zumal mit einem solchen, der seiner eigenen Meinung entgegengesetzt war und mit dem er ohne Mißverständniß nicht zusammentreffen konnte. Ebenso klar ist es aber auch, daß die aus dem Zusammenhange gerissene Definition Plato's fast mit Nothwendigkeit auf ein solches Mißverständniß führen mußte. — Auch die Inder haben die Theorie der Schallnachahmung in einzelnen Fällen, besonders zur Erklärung einiger Vögelnamen angewendet, wo sie allerdings zuweilen sehr nahe liegt und sich von selbst aufzudrängen scheint. (Man lese die Stelle in Jaska's Nirukta III, 18). Von einer allgemeinen Theorie, einer Erklärung der Wurzeln und überhaupt der ganzen Sprache

aus Schallnachahmung, ist eine solche Annahme freilich weit entfernt; im Gegentheile wird offenbar ein jeder solcher Fall von Schallnachahmung als Ausnahme und aus dem System der Wurzeln heraustretend betrachtet. Wie alt ist übrigens das Nirukta, seinem commentirenden Theile nach, sowie es uns heute vorliegt? Man scheint in dieser Hinsicht viel zu freigebig mit Jahrhunderten zu sein. Ich kann überhaupt einen starken Zweifel nicht bergen, ob denn wirklich die indische Grammatik soviel älter als die griechische und so ganz unabhängig von ihr entwickelt sei. Die Bestimmungen der Lebenszeit des Panini, die doch immer nur auf Schlüsse basirt sind, welche um ein ganzes Jahrtausend über die ältesten Zeugnisse rückwärts gehen, können diese Zweifel nicht beseitigen, wenn gleich die Stütze, die Albrecht Weber für dieselben eine Zeit lang in einer buddhistischen Tradition gefunden, seit deren vollständigem Bekanntwerden hinfällig geworden ist. Goldstücker, der für Panini ein sehr hohes Alter in Anspruch nimmt, macht aus einer seiner Regeln (VI, 3, 115), wo von verschiedenen Zeichen am Ohre von Thieren die Rede ist, den Schluß, daß damals Schrift, namentlich Zahlenschrift, den Indern nicht unbekannt gewesen sein könne. Obschon die Stelle bei Panini mir dies noch nicht zu beweisen scheint, so kann ich es doch in der That kaum denkbar finden, daß Panini keine indische Schrift gekannt haben sollte. Nur glaube ich nicht, daß hiermit für das Alter der Schrift in Indien schon ein Beweis gewonnen ist, solange Panini's Zeitalter nicht fester steht. Falls indessen meine Nachweise über den Ursprung der Schrift (in einem auf der vorjährigen Philologenversammlung zu Würzburg gehaltenen Vortrage) begründet gefunden werden sollten, so würde eine

solche Zeichnung der Thiere und eine Zählung durch Striche vielmehr Vorläufer der Schrift sein, und also schon darum bei Panini die Frage nicht entscheiden. Es scheint mir eine Forderung der unbefangenen Kritik zu sein, das Alter der indischen Grammatik nicht unnöthig zu erhöhen. Die Frage, ob barbaratâ im Rikpratiçakhja ein griechisches Fremdwort sei, ist hierbei nicht ohne Bedeutung.

110 (S. 182.) Max Müller (Hist. of anc. Sanskr. Lit. p. 166 not. 2) sagt mit Beziehung auf die oben (S. 20) angeführte Stelle: „This, together with the text, shows a clearer insight into the nature of Homonyma and Synonyma, or, as the Peripatetics called the latter, Polyonyma, than anything we find in Aristotle.“ Und ferner (ebend. S. 169): „We shall find as impossible as Yâska to lay down any rule why one of the many appellatives became fixed in every dialect as the proper name of the sun, the moon, or any other object; or why generic words (homonymes) were founded on one predicate rather than another... All we can say is what Yâska [?] says, it was so svabhâvataḥ, by itself, from accident, through the influence of individuals, of poets or lawgivers. It is the very point in the history of language, where languages are not amenable to organic laws, where the science of language ceases to be a strict science, and enters into the domain of history.“ Ich habe mir erlaubt, dem Worte svabhâvataḥ einen etwas anderen Sinn unterzulegen, als der berühmte Gelehrte, dem wir die Mittheilung dieser Stelle verdanken. Der Ausdruck, der an das griechische φύσει erinnert, heißt hier schwerlich etwas Anderes, als „individuell,“ und Durga will nur die Thatsache constatiren, daß die Einzel-

bedeutung der Worte fixirt sei, keine Erklärung dieser Thatsache andeuten. In Müller's Darstellung ist der Gegensatz zwischen willkürlicher Wahl des Lautes für den Begriff, wie er sich z. B. in der Dialektverschiedenheit zeigt, und der des Wurzelbegriffs für den Gegenstand nicht klar auseinandergehalten. Die indische Stelle spricht nur von der letzteren; ohne jedoch, wie ich glaube, sich in dieser Hinsicht für die Willkür, den Einfluß von Individuen, von Dichtern und Gesetzgebern aussprechen zu wollen.

V.

[111] (S. 186.) Besonders Steinthal und Lazarus haben, auf Herbart'sche Lehren weiterbauend, dem Begriff der Anschauung eine Anwendung gegeben, die ich durchaus nicht geeignet finden kann. Die Statuirung eines besonderen Vermögens, die sich an einen solchen Namen fast nothwendig knüpft, ohne daß doch zur Erklärung mit demselben etwas gewonnen wäre, hat immer etwas für die Philosophie Bedenkliches. Unter Anschauung wird theils etwas von der Sinnenwahrnehmung gar nicht Unterschiedenes verstanden, theils auch ein dunkles Etwas, welches, ohne daß die Bedingungen und Ursachen zu erkennen sind, die Einheit der Wahrnehmungen zu kleineren und größeren Complexen bewirken soll. Lazarus nennt die Süße des Zuckers anschaulich (s. z. B. „das Leben der Seele" II, S. 168), was nur heißen kann, daß das Süße Gegenstand der Sinnenwahrnehmung, des Geschmackssinnes sei. Steinthal definirt: „Die Anschauung von einem Dinge ist der Complex der sämmtlichen Empfindungserkenntnisse, die wir von einem Dinge haben. Man

sieht die Farbe und Form des Tisches, der Gefühlssinn lehrt uns seine Härte, Schwere, das Gehör seinen Klang: alles zusammen liefert die Anschauung davon. Die Empfindung, weil sie ihre Erkenntnisse durch vereinzelte Organe gibt, verfährt allerdings analytisch; die Anschauung ist eine Synthesis, aber eine unmittelbare, die durch die Einheit der Seele gegeben ist." Gerade die Anschauung, diese Synthesis, bewirkt aber, nach Steinthal, durch Reflexbewegung den Sprachlaut, das Wort; womit dem physiologischen Begriffe der Reflexbewegung eine Ausdehnung gegeben wird, von der ich nicht glaube, daß ein Naturforscher sie zugestehen kann. Steinthal spricht dann sogar von einer „Anschauung der Anschauung," während es doch gewiß keine Empfindungserkenntniß geben kann, deren Gegenstand die Anschauung, d. h. der innere, gar nicht sinnenfällige Vorgang des Anschauens wäre; und Lazarus adoptirt auch diese Anwendung des Wortes, sowie die Bezeichnung dieser Anschauung als „Vorstellung." Auch gibt es, höchst symmetrisch, eine „Vorstellung der Vorstellung" und einen „Begriff des Begriffs." Dabei soll nun die Anschauung immer etwas Individuelles sein, die Vorstellung etwas Allgemeines, indem, wie Lazarus sich ausdrückt, „die Gesammtheit aller Anschauungen von gleicher Art den vereinigten Inhalt der Vorstellung ausmache;" oder, nach Steinthal, „durch die Anschauung der Anschauung aber, oder durch das Wort, wird nicht bloß eine Anschauungssumme zu einer Einheit verbunden, sondern es werden damit zugleich auch alle ähnliche Einheiten, d. h. alle Anschauungssummen, denen dasselbe einheitliche Ding als Band angelegt wird, welche unter derselben Anschauung vom instinctiven Selbstbewußtsein angeschaut werden, zur Einheit einer Art

zusammengefaßt. Der Mensch hat viele Anschauungen vom Wolfe; sie werden sämmtlich unter derselben Anschauung des Zerreißenden angeschaut oder vorgestellt. Es gibt also nur Eine Vorstellung vom Wolfe und von jeder Anschauung; und sie ist das Allgemeine, und das Wort bezeichnet die Art." Hier ist, wie man sieht, unter „Anschauung der Anschauung" nicht mehr bloß das Anschauen oder Gewahrwerden des Anschauens, sondern auch das Anschauen „unter derselben Anschauung" verstanden, wie es das Wort, neben seinem Vernommenwerden, zugleich mitbewirkt. Dies gibt eine neue Definition der Sprache; sie ist hiernach: „der geistige Vorgang des Umwandelns der Anschauung in Vorstellung." Hier wird Vorstellung genannt, was meiner Ueberzeugung nach vom Begriff durchaus nicht unterschieden werden darf, und auch trotz aller besonders von Lazarus darauf verwendeten Mühe klar zu unterscheiden keineswegs gelingt. — Ich bemerke zur Vermeidung von Verwechselungen, daß ich unter Vorstellung etwas total Anderes verstehe, nämlich nicht das höchst Zusammengesetzte, was mit dem Begriff in Wirklichkeit zusammenfällt, sondern gerade das höchst Einfache, das Element des Geistigen, die Erinnerung der Empfindung, der als Abbild wiederkehrende Sinneneindruck. Anschauung gebrauche ich nur in Beziehung auf den Gesichtssinn, als Vermögen der Auffassung der sichtbaren Unterschiede der Dinge, namentlich der Bewegung und Gestalt. Dieses Vermögen, und überhaupt das, Dinge wahrzunehmen, nehme ich keineswegs von vornherein als gegeben an, so daß ich eine solche „Synthesis" nicht (wie Steinthal thut) auch bei dem Thiere ganz ebenso wie bei dem Menschen voraussetze; ich glaube im Gegentheile, daß es sich mit

der Sprache erst entwickelt. Da ich ferner nicht annehme, daß die Wahrnehmung der Dinge vom Individuellen ausgeht und in der „Vorstellung“ beim Allgemeinen anlangt, so bedarf ich auch nicht der Ausflucht einer rückläufigen Bewegung, um die Bereicherung, die der Begriff im Laufe des Bildungs- und Denkfortschrittes erfährt, zu erklären. Vielmehr entsteht mit dem Worte sofort auch ein Begriff, und dieser wächst, wie alle unsere Erkenntniß, nach zwei Richtungen zugleich, extensiv und intensiv, in das Große und in das Kleine, er wird umfassender und anschaulicher. Wir sehen mehr Menschen, und den Menschen genauer: beides gestaltet den Begriff Mensch fortwährend um. Hierbei ist aber wohl im Auge zu behalten, daß dieser Vorgang ein historischer ist, während es sich z. B. bei Lazarus immer nur um psychologische Vorgänge handelt, die in einem Individuum, etwa dem Kinde, ebensowohl zu Stande kommen können.

[112] (S. 188.) Essays XVI. Of Atheism.

[113] (S. 191.) Ich bitte in dieser Hinsicht zu vergleichen: Urspr. und Entw. Anm. 112, wo ich zu späterer Ausführung geschichtliche Andeutungen namentlich in Betreff des Verhältnisses von Pferd und Hund zu dem Menschen gegeben habe. Ebers macht in seinem schönen Buche „Aegypten und die Bücher Mose's“ eine ähnliche Bemerkung in Beziehung auf den Zeitpunkt der ersten Erwähnung des ägyptischen Pferdes in der Bibel (welches jedoch für diese die erste Erwähnung des Pferdes überhaupt sein mußte), und das Zusammenfallen dieses Zeitpunktes mit dem ersten Auftreten des Pferdes auf ägyptischen Denkmälern. Er irrt indessen ohne Zweifel in der Annahme, daß das ägyptische Pferd wegen der Aehnlichkeit der Race aus Arabien stammen müsse.

(S. 222.) Ich habe (a. a. O.) bemerkt, daß in der Bibel sich von dem in der nachchristlichen Zeit so berühmten arabischen Pferd keine Spur finde; daß die Araberstämme oft, und immer mit Kameelen geschildert werden, auf denen sie plötzliche Ueberfälle machen und ebenso schnell wieder verschwinden. Dieser merkwürdige Umstand ist sogar direct bezeugt. Strabo sagt bei der Schilderung des glücklichen Arabiens ausdrücklich: „An Vieh ist kein Mangel; nur fehlen Pferde, Maulesel und Schweine. Auch gibt es Vögel aller Art, mit Ausnahme von Gänsen und Hühnern.“ (XVI, p. 768.) Ebenso von Nabatäa: „Die Schafe haben weiße Wolle; die Rinder sind groß; Pferde hat das Land nicht, sondern die Dienste derselben verrichten Kameele.“ (p. 784.) Höchst bezeichnend ist auch die Stelle Herodot's (VII, 86), wo bei Gelegenheit der Musterung von Xerxes' Heere, am Schlusse der Aufzählung der Reiterei, gesagt ist: „Die Araber waren ebenso bewaffnet wie die zu Fuße. Sie ritten alle auf Kameelen, die ebenso schnell wie Pferde waren. Nur diese Völker ritten (ἵππευον). Die Zahl der Pferde war 80000, ohne die Kameele und Wagen. Die andern Reiter (ἱππέες) waren nach Schaaren geordnet, die Araber aber waren zuletzt gestellt; da nämlich die Pferde die Kameele nicht vertragen, standen sie ganz hinten, damit die Pferde nicht scheuten.“ Ebenso sind die Reiter der Araber in dem Heere der Assyrer bei Xenophon (Cyr. II, 1) zu verstehen. Ganz entsprechend ist das Bild, das Abulfaradsch von dem Zustande der Araber vor Muhammed entwirft. Das arabische Pferd könnte also nur, und zwar erst in nachchristlicher Zeit, aus Aegypten eingeführt sein, nicht umgekehrt. Daß es nach Aegypten von Asien aus gekommen sei, ist freilich nicht wohl zu bezweifeln. Aber dies müßte

dann jedenfalls von nördlicheren Theilen Asiens aus geschehen sein, wo wohl die Heimath der Pferdes überhaupt zu suchen ist. Was mögen nun aber die Ursachen gewesen sein, die die Einführung des Pferdes nach Arabien und die große, nothwendig damit verbundene Veränderung in dem Leben der Araber bewirkt haben? Die Umwandlungen, die in der Bevölkerung der arabischen Halbinsel in den Jahrhunderten unmittelbar vor Muhammed nach neuen Untersuchungen vor sich gegangen sind, mögen bei dieser Frage in Betracht zu ziehen sein. Aber der entscheidende Einfluß ist gewiß den Persern und ihrer Reiterei zuzuschreiben, insbesondere den Kämpfen der Sassaniden. Der berühmte, von Abulfeda erzählte „Krieg des Dahes“ zwischen den Badriten und Absiten brach über den Wettlauf zweier Pferde Hodheifa's mit dem Hengste Dahes und der Stute Algabra aus, die Kais ibn Zohair im Hedschaz gekauft hatte; — nach Andern war Dahes Vater der Algabra und diese nicht gekauft, sondern gezüchtet. Diese und ähnliche, eine hohe Bedeutung der Pferdezucht verrathenden Notizen, sowie die ersten Erwähnungen der Reiterei, betreffen (wenn ich nicht irre, alle) erst die Zeit Chosru's I., fallen also in das Jahrhundert vor Muhammed. Die Stellen, die sich im Talmud auf die Araber beziehen, deuten auf einen Zustand, wie der von Abulfaradsch geschilderte: der Araber ist von seinem Kameele unzertrennlich; „der Araber mit aufgerichtetem Speere auf dem Kameele reitend,“ heißt es z. B. Bab. b. 74. Von Pferden der Araber ist auch hier noch nirgends die Rede, und so möchte damit wohl die ziemlich genaue Zeitbestimmung für die erste Einführung derselben aus Persien — mehr als 2000 Jahre später als sie in Aegypten erscheinen — gewonnen sein. So jung

ist das Pferd auf arabischem Boden, das manchen Naturforschern als das „Urpferd“ gilt. — Nach Strabo war der Eifer für das Bogenschießen und die Pferde (τῆς τοξικῆς καὶ ἱππικῆς ζῆλος) von den Medern zu den Persern gekommen. Nach Xenophon war vor Cyrus in Persien kein Pferd zu finden (Cyrop. I, 3, vgl. Her. II, 80). Zu Herodot's Zeit waren dagegen Reiten und Bogenschießen Hauptgegenstände der persischen Erziehung (Her. I, 136). Die Perser bezogen ihre besten Pferde aus Medien (Strabo a. a. O.), dessen kälteres Klima der Natur des Thieres entspricht. Ebenso berühmt waren die armenischen Pferde; auch Cappadocien lieferte den Persern deren 1500 als jährlichen Tribut. Unter Thogarma, von woher nach Ezechiel (27, 14) Tyrus seine Pferde bezog, wird theils Armenien, theils Cappadocien verstanden. Beachtenswerth ist auch, daß die Israeliten bei ihrem Einzug in Palästina besonders bei den nördlichen Kanaanitern viele Pferde und Wagen vorfanden. — Gegen den Satz, daß in den älteren biblischen Büchern vom Reiten auf Pferden nicht die Rede, vielmehr die Wurzel rakab in Bezug auf das Pferd mit „fahren“ zu übersetzen sei, hat Hr. Dr. Abraham Geiger Einwendungen gemacht, und es sogar unbegreiflich gefunden, wie ich jenen Satz rechtfertigen wolle. Sein Widerspruch ist jedoch ebenso unbegründet, wie er in der Form zuversichtlich ausgesprochen ist. Daß rakab zugleich reiten und fahren heißt (das erste z. B. immer, wenn von Eseln und Kameelen, aber erst spät, wenn von Pferden die Rede ist) kann Niemand auffallen, der sich erinnert, daß auch das englische to ride noch heute dieselben beiden Bedeutungen hat. Wenn man freilich jede Stelle, wo in den bisherigen Uebersetzungen reiten und Reiterei zu lesen ist, als

Argument anführen zu dürfen glaubt, so mag man Recht haben zu sagen, daß man meine Behauptung nicht begreife. Woher sollten auch die Hebräer jener Zeit zur Kenntniß der Reiterei gekommen sein, die die Aegypter, und bekanntlich selbst die homerischen Griechen, nicht verwendeten? Herr Dr. Geiger muß Stellen wie „das Roß (Pharao's) und seinen Reiter (rokebo)" in dem Liede am rothen Meer im Auge haben, wenn er die seltsame Behauptung aufstellt, das Reiten auf Pferden komme in allen biblischen Büchern vor und „etwa nur 3. Mos. 15, 9" sei das Fahren allein gemeint. Aber was die auf Aegypten bezüglichen Stellen betrifft, so sind wir in der Lage, sie auf den Denkmälern illustrirt zu sehen, und mit Bestimmtheit zu wissen, daß jene „Reiter" Wagenlenker waren; wie ja der Text selbst der pharaonischen Kriegswagen so deutlich Erwähnung thut, daß jedes Mißverständniß ausgeschlossen bleiben sollte. Pharao hoch zu Roß — so etwas mag man in einem Bilderbuche des 17. Jahrhunderts finden; im Pentateuch darf man es nicht finden wollen. Für ganz besonders entscheidend scheint aber Geiger eine Stelle gehalten zu haben, die es in der That höchstens für mich sein kann. Er sagt: „Der Verfasser wird wohl den Segen Jakob's als einen der ältesten Bestandtheile der Bibel betrachten. Dort nun (1. Mos. 49, 17) wird Dan einer Schlange verglichen, die dem Pferde in die Fersen beißt, so daß der Reiter (rokebo) rücklings stürzt; rücklings aber stürzt nur der Reiter, wenn im Schmerze das Pferd sich bäumt, nicht aber wer auf dem Wagen fährt." Herr Dr. Geiger möge mir verzeihen, wenn ich mich bei diesem kleinen equestrischen Excurs einer Aeußerung Jakob Grimm's erinnere, der einmal bemerkt, daß dem Sprachforscher zuweilen auch „Laienkenntnisse" zu empfehlen seien. Warum

soll aber nicht rücklings stürzen, wer auf dem Wagen fährt? Man darf sich freilich unter diesem Wagen keine Kutsche denken. Die Kriegswagen der Alten — von dem des Amenophis bis zu dem des Darius in der „Alexanderschlacht“ — sind zweirädrig und von der Rückseite offen, von wo aus sie bestiegen werden. In diesem Wagen stand der Wagenlenker und wer sonst noch in demselben fuhr. (Vgl. 3. Mos. 15, 9, wo nur vom Stehen die Rede sein kann, da das Sitzen V. 6 erwähnt war.) Nun denke man sich das Pferd von einer Schlange angegriffen — ohne Zweifel von rückwärts; die Schlange, ein Bild der Tücke, soll ja hier gerade die List des zum Lauern im Hinterhalte geschickten Volksstammes versinnlichen. Das Pferd thut, was es in solchen Fällen immer thut: es bäumt sich nicht, es schlägt aus, springt nach vorn oder zur Seite; und auch wenn es steigt, kann die Wirkung kaum eine andere sein: der Lenker, durch den plötzlichen Stoß aus dem Gleichgewicht gebracht, fällt rückwärts aus dem Wagen. Das Bild in dem Segen Jakob's trägt, beiläufig bemerkt, ein absichtlich ägyptisches Colorit. — Die weitere Ausführung des nicht unwichtigen Gegenstandes ist mir hier nicht möglich. Ich bemerke nur noch, daß das Pferd in Palästina sich offenbar bis zur persischen Zeit nirgends im Privatbesitze befand. — Die Hebräer der alten Zeit kannten auch das Haushuhn nicht. Daß in Jemen jener „persische Vogel“ ebenfalls nicht gefunden wurde, haben wir oben von Strabo erwähnt gesehen, und auch dem alten Aegypten war er ohne Zweifel fremd. Dagegen spielte die Gans und vor Allem, wie bekannt, die Katze bei den Aegyptern eine große Rolle; um so auffallender ist die Nichterwähnung beider in der Bibel. Die Gans, den Indogermanen von

jeher unter diesem Namen eigen, kommt in der Ilias nur wild, aber schon in der Odyssee zahm vor.

114 (S. 195.) Monboddo, Ursprung und Fortgang der Sprachen, übersetzt von A. Schmid. Riga 1784. S. 254. 256 f.

115 (S. 198.) Ueber Umfang und Quelle der erfahrungsfreien Erkenntniß. Frankf. a. M. 1865.

Inhalt.

I.

II.

III.

IV.

V.

Anmerkungen.

